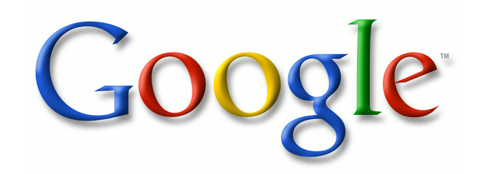
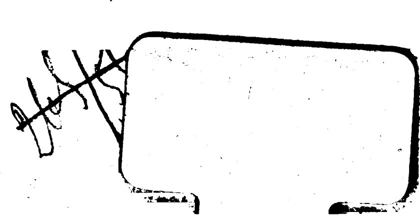
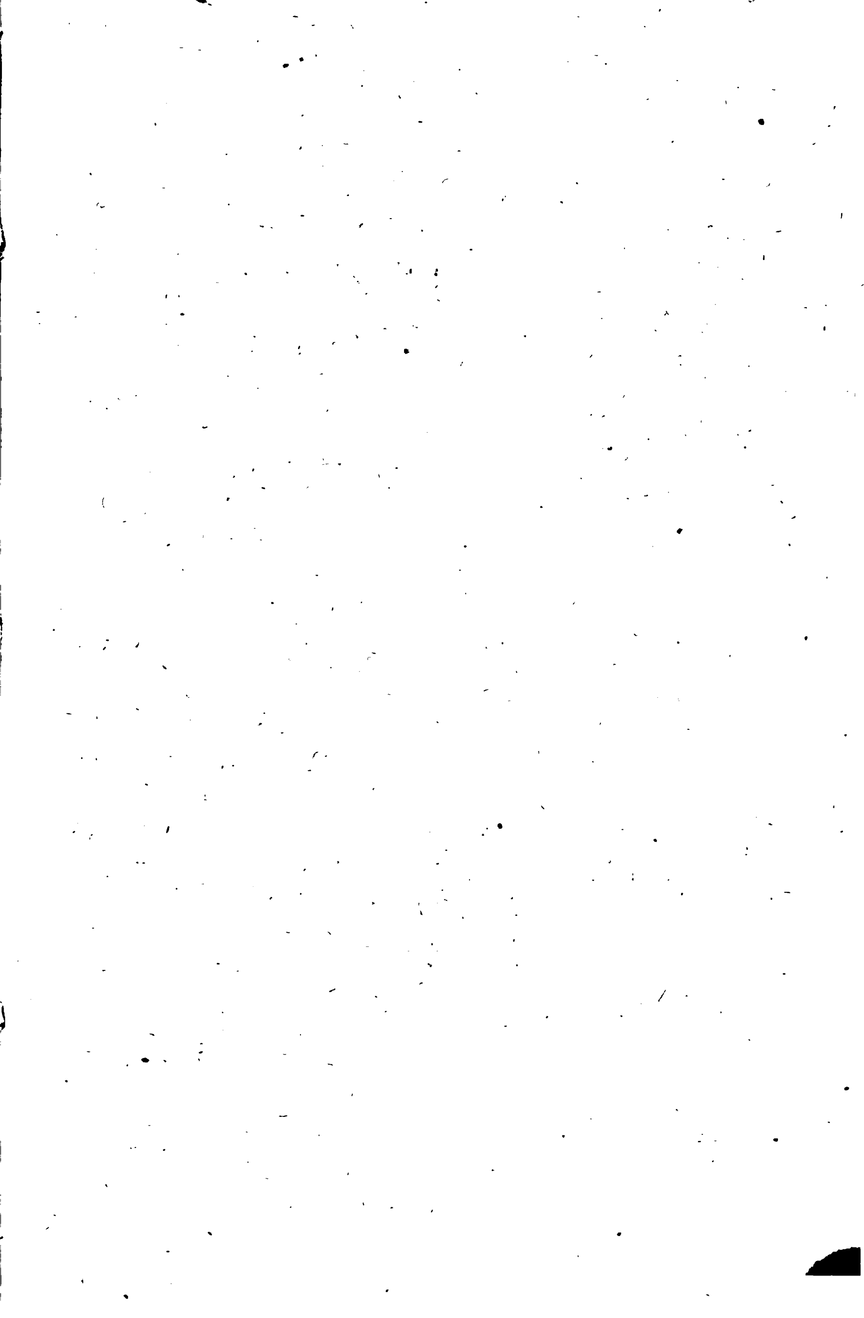
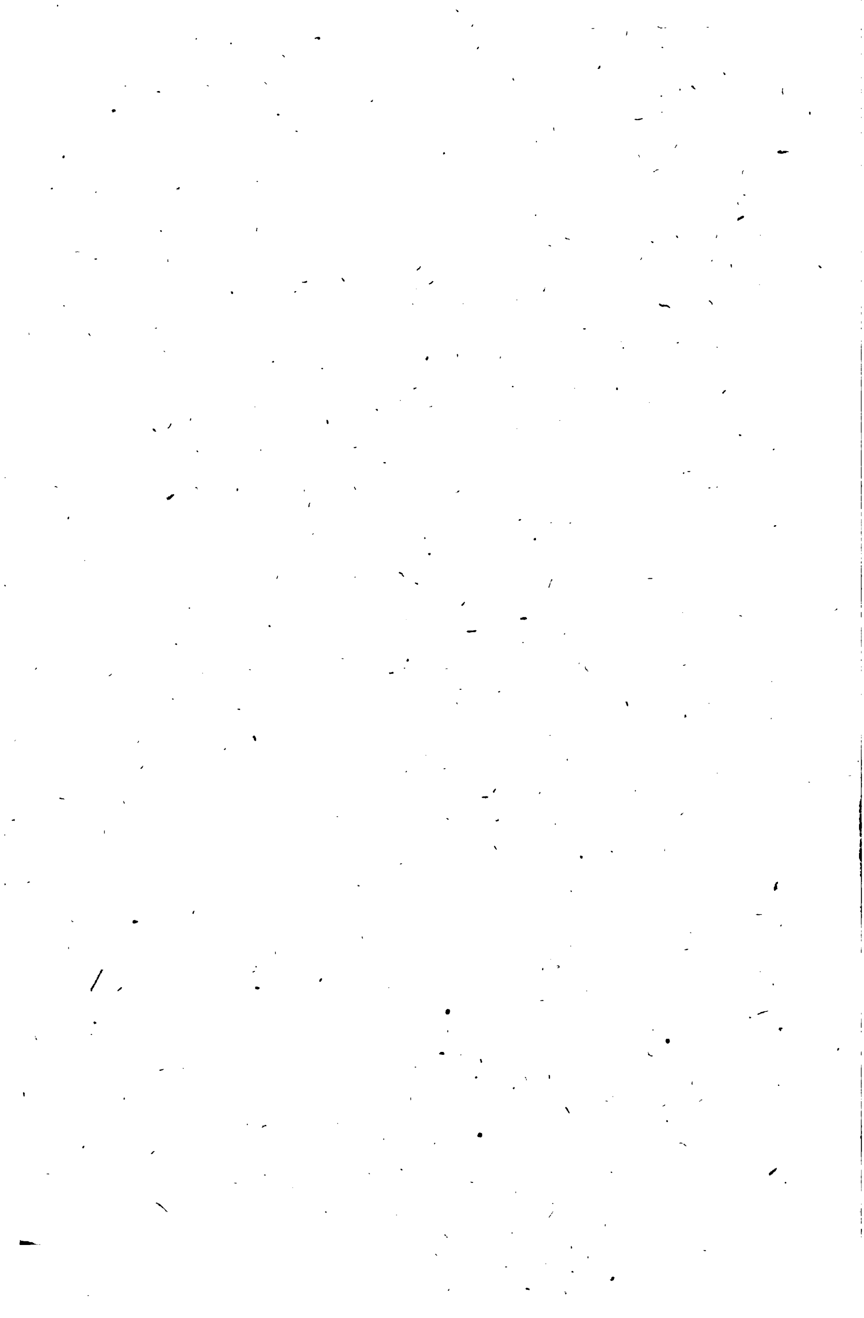










Studien

zur

gegenwärtigen Lage Europas

von

Carl Vogt.



Schweigen ist die Tugend des Sklaven.
Tacitus.



Genf und Bern.
Selbst-Verlag des Verfassers.
1859.

Die Zeiten sind so ernst und anspruchsvoll geworden, daß es als Pflicht eines jeden Mannes erscheint, in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht sowohl Partei zu ergreifen, als vielmehr sich selbst über die Linie klar zu werden, auf welcher er sich fortbewegen muß, um vorkommenden Falls sich an dem Platze zu befinden, den ihm seine Ueberzeugung und politische Ansicht anweist. Seit der Revolution von 1848, welche alle staatlichen Verhältnisse bis auf den tiefsten Grund hinein aufwühlte, ist Europa noch nicht zu einer eigentlichen Ruhe gelangt. Aus dem Zusammenstoße und der Verwirrung, welche jene Zeit nothwendig in ihrem Gefolge haben mußte, ist noch kein einziger, Dauer verheißender, neuer Zustand hervorgegangen. Ueberall zeigt das europäische Staatengebäude in Folge jenes Erdbebens so klaffende Risse in Strebemauern und Gewölben, daß jeder leise Windhauch schon den Einsturz herbeizuführen droht. Jetzt eben scheint eine neue Sturmperiode hereinzubrechen. Die Blicke Aller richten sich nach Italien — die der Einen mit Furcht und Angst, die der Andern mit Trotz und Hoffnung. Oestreich wirft Hunderttausende tapferer Soldaten in seine bedrohten Provinzen; Piemont waffnet bis an die Zähne und organisirt die Freischaaren, die ihm aus allen Theilen Italiens zuströmen; Frankreich schiebt seine Kolonnen dem Südosten zu und rüstet mit äußerster Anstrengung, um

Sardinien zu unterstützen; aus der Schweiz ertönt der Ruf um Beibehaltung der Neutralität und Wahrung der Grenzen; in Deutschland erhebt sich als allgemeines Feldgeschrei der Sammelruf zur Einigung, zur Wahrung der Grenzen, vielleicht auch zur Hülfe für den bedrohten Bundesgenossen; auf den Lippen der Großmächte schwebt das Wort: Vermittlung. Ueber diesem bewegten Bilde flattern die Diplomaten ängstlich hin und her, gescheuchten Sturmvögeln gleich, und werden von unten her, je nach dem Standpunkte des Beobachters, bald für Friedenstauben, bald für Unglücksraben angesehen. Ein Kongreß soll stattfinden, auf dem nicht gesagt werden soll, was gesagt werden muß, wo Blasen statt Laternen aufgehängt und faule Fische für frisches Fleisch verkauft werden sollen. Jedermann fühlt, daß dieser Schwebezustand nicht länger in gleicher Weise fortdauern kann, daß er einen bestimmten Ausgang nehmen muß, und daß dieser Ausgang nur dann ein befriedigender werden kann, wenn er eine Umgestaltung der europäischen Verhältnisse im Gefolge hat.

Das Gefühl der Unsicherheit und des Herannahens einer Krise liegt nicht in einer einzelnen Erscheinung, nicht in einer isolirten Thatsache, nicht in einem außergewöhnlichen Verhältnisse; es liegt überall und kann nur in seiner Allgemeinheit aufgefaßt und verstanden werden. Wer da glauben wollte, daß die revolutionären Anstrengungen Mazzini's in Italien, die autokratische Regierung oder die äußere Politik Louis Napoleons in Frankreich, die Bauernemanzipation Alexanders in Rußland, die Gesammtstaatspolitik und das Konkordat Franz Josephs in Oestreich, die Wahlreform in England und der Krieg in Indien allein es seien, welche die harmonische Entwickelung des Friedens

stören, der würde unseres Erachtens den Fehler des Kurzsichtigen begehen, der die Krankheit, die im Inneren des Körpers wühlt, nach einem einzigen äußeren Symptome beurtheilen wollte. Die unnatürlichen Verhältnisse, in welche Europa durch unselige Verträge gebannt ist, werden stets und immer wieder neue Konflikte erzeugen, an deren Lösung sich die Diplomatie so lange müde arbeiten wird, bis die rohe Macht nach der einen oder andern Seite hin den Knoten mit dem Schwerte zerhaut.

Der herannahende Sturm hat besonders in Deutschland die scheinbar stillen Gewässer tief bis in den Grund hinein aufgewühlt und eine Bewegung erzeugt, deren innerer Gehalt wie äußerer Zweck nur im höchsten Grade erfreulich für jeden Freund des deutschen Volkes erscheinen muß. Jenes gewaltige Gefühl, welches vor einem halben Jahrhundert so urkräftig sich zu entwickeln begann, daß es nach wenigen Jahren das fremde Joch brechen konnte, ist plötzlich in seiner vollen Stärke erwacht und hat so mächtig um sich gegriffen, daß man selbst befürchten muß, es über seine Grenzen hinausschießen zu sehen. Wer möchte sich nicht in diesem Strome mit erhoben fühlen? Aber der Beobachter, der den Lauf des Stromes aus einiger Entfernung betrachten kann, so daß das Brausen der Wellen nicht mächtig genug an sein Ohr schlägt, um seine Auffassung zu verwirren, dieser Beobachter kann nicht umhin, unsaubere Geister auf dem Strome der an und für sich reinen und patriotischen Begeisterung aufschwimmen zu sehen, welche seine Richtung von dem Ziele abzulenken suchen, dem er ursprünglich zueilt.

Warum gerade ich mich berufen fühle, ein Wort mit hinein zu reden? Ich, den äußere Verhältnisse gezwungen

haben, sein Geburtsland zu verlassen und in freierem Lande seine Wohnstätte aufzuschlagen, wo die Gunst oder die Tücke des Schicksals neben der wissenschaftlichen zugleich eine politische Laufbahn eröffnete, die eine einläßlichere Beschäftigung mit dem republikanischen Staatsleben der Schweiz zur Pflicht machte? Was gehen mich, den Neuschweizer, den Berner Kantonsbürger, den Genfer Ständerath, Deutschlands Hoffnungen und Befürchtungen an?

Man rechnet es dem Schweizer mit Recht hoch an, daß er überall im Auslande, auch wenn er französischer, englischer, deutscher, amerikanischer Bürger geworden ist, dennoch seine Heimath stets hoch hält, ihre Freuden- und Kümmernisse theilt und mit Stolz bekennt, daß sein besserer Theil seinem Heimathlande angehöre.

Ich nehme dasselbe Privileg für mich in Anspruch. Jetzt, wo ein Wendepunkt in Deutschlands Geschick eingetreten scheint, jetzt dürfte der Augenblick gekommen sein, zu sprechen und zu zeigen, daß man das Heimathland hoch hält und auch in fremdem Lande seinen Geschicken mit Theilnahme folgt. Ich wende mich aber an die Deutschen, meine Landsleute, noch aus dem besonderen Grunde, weil ich einige Erfahrung in Dingen dieser Art gesammelt zu haben glaube, und weil ich fürchte, daß derselbe Vorwurf, den ich täglich in der Schweiz hören mußte, das deutsche Volk habe die ihm dargebotene Gelegenheit zur Erringung und Erhaltung seiner Freiheit und Einheit nicht zu benutzen gewußt, weil ich fürchte, daß dieser Vorwurf dem deutschen Volke jetzt wieder aufs Neue mit Recht gemacht werden könnte. Pflicht eines Jeden, der für die Zukunft des deutschen Volkes ein Herz im Busen trägt, dürfte es also sein, dahin zu wirken, daß die Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehe,

daß die Bewegung nicht nur Blüthen treibe in der Gegenwart, sondern auch Früchte in der Zukunft.

Ich trete weder als Haupt einer Partei, noch als Organ einer Meinung auf. Gewöhnt, meine Ansichten selbstständig zu entwickeln, habe ich niemals mich ängstlich umgeschaut und gefragt, ob und wo dieselben auch ein Echo finden werden. Häufig, das darf ich mir schmeicheln, haben sie ein solches gefunden, häufig auch sind sie geblieben, was sie waren: der Ausdruck der Ueberzeugung eines Einzelnen. Meine Ansichten haben sich seit der Zeit, da ich zuerst auf den politischen Schauplatz trat, in ihren Grundzügen durchaus nicht geändert. Die einzige Aenderung, die ich gern eingestehe, liegt vielleicht in der Ansicht über die Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Es ist kein Vorwurf, besser rechnen und die Faktoren der Gegenwart genauer kennen gelernt zu haben, es ist kein Fehler, noch tiefer und gründlicher begriffen zu haben, daß Stoff und Kraft auch im Staatsleben einander wechselseitig bedingen, und daß die Organisation der Kraft eine wesentliche Bedingung zur Erreichung eines gesteckten Zieles sei. An der Verkennung dieses Grundsatzes ist die deutsche Bewegung vom Jahr 1848 zu Grunde gegangen, und die jetzige Bewegung scheint in denselben Fehler verfallen zu wollen.

Ich habe mir die jetzige politische Lage nach meiner Weise zurecht zu legen gesucht. Ich glaube eingesehen zu haben, daß vor der Hand wenigstens diese Bewegung in Deutschland nicht demjenigen Ziele entgegen gehen wird, das als Ausgangspunkt der Bewegung von 48 erschien; ich meine die Erschütterung und Auflösung der bestehenden Regierungen. Ich nehme diese mir persönlich nicht erwünschte Thatsache dennoch als eine Thatsache hin, die ihre volle

Berücksichtigung verdient. Gewiß wird, wenn die Regierungen dem Volkswillen nicht entsprechen, die Bewegung nach jenem Ziele hin umschlagen, und an die Stelle der bisherigen Ruhe wird in Folge dieser Nichtbefriedigung jene unabläßig bohrende Unruhe treten, welche die Regierungen ihrem Verhängnisse entgegen treibt. Allein vor der Hand liegt dieses meiner Ansicht nach noch in weitem Felde. In dem gegenwärtigen Zeitpunkte sehe ich vorwiegend das Streben nach innerer Einigung, nach festerer Organisation gegen Außen, nach nationaler Gestaltung im Innern. Wie dies Ziel zu erreichen sei, darüber können die Meinungen weit auseinander laufen; jedenfalls ist soviel gewiß, daß unter den jetzigen Verhältnissen dieser Schritt der erste ist, der gethan werden muß, bevor weitere ihm nachfolgen können.

Als ein bemerkenswerther Grundzug der jetzigen politischen Verhältnisse im Allgemeinen scheint mir das Bestreben der Nationalitäten nach Einigung und verwandtschaftlicher Gruppirung hervorzutreten. Derselbe Grundzug bewegt Deutschland und Italien; in beiden Völkern herrscht er jetzt vorzugsweise und treibt hier zum Krieg und zur Revolution, dort zur Abwehr und innerer Gestaltung. Ist der Ruf Deutschlands zum Widerstande gegen den Erbfeind etwas Anderes als der Ruf Italiens zur Erhebung gegen Oestreich? Es ist mir wenigstens unmöglich, eine Verschiedenheit zu entdecken; es ist mir unmöglich zu begreifen, warum wir den Italienern verwehren wollen, ihre Angelegenheiten selbstständig und aus dem inneren Kerne ihres Volksthumes herauszugestalten, während wir mit demselben Athemzuge für uns selbst jenes unschätzbare Privileg in Anspruch nehmen. Es ist mir räthselhaft, wie diese Gegensätze zu gleicher Zeit in voller Kraft hervortreten können,

und wie man sich nicht bewußt wird, daß man mit der einen Hand sich selbst auf die Backe schlägt, während man mit der anderen die Ohrfeige des Gegners abwehren will.

Dieses der leitende Gesichtspunkt, von welchem ich bei Abfassung der nachfolgenden Zeilen ausgegangen bin. Welches auch die Irrgänge sein mögen, in welchen die gegenwärtige Lage sich verschlungen hat, stets habe ich mich nach dem Polarsterne der Nationalität gerichtet, der durch die trüben verdüsternden Wolken von Zeit zu Zeit hervorschimmert. Wenn ich aus der Untersuchung zu dem Schlusse komme, daß Oestreich der geschworne Feind jeder volksthümlichen und nationalen Entwicklung sei, und daß eine solche niemals in Europa zur Geltung kommen könne, so lange der östreichische Kaiserstaat in seinem jetzigen Zustande existirt; wenn ich zu dem Schlusse komme, daß die jetzige Gelegenheit zur volksthümlichen Organisirung des deutschen Bundes und des deutschen Volkes nur auf dem Wege erreicht werden kann, daß Deutschland in dem bevorstehenden italienischen Kriege neutral bleibt und Preußen sich an die Spitze dieser Politik der Neutralität stellt; wenn ich zu dem Schlusse komme, daß man das jetzige französische Kaiserreich gewähren lassen müsse in Italien und in dem beabsichtigten Kriege gegen Oestreich, solange derselbe das deutsche Bundesgebiet nicht verletzt; wenn ich zu diesen Schlüssen komme, so wird man mich keiner besonderen Vorliebe weder für das jetzige Preußen, noch für das jetzige Frankreich, weder für die Regierung des Prinzregenten, noch für diejenige des Kaisers Napoleon beschuldigen. Ich kann die Systemänderung in Preußen nicht sehen, auch wenn ich noch so sehr meine Organe zu schärfen versuche, und wenn der Minister des Auswärtigen der Kammer die Versicherung ertheilt, daß man stets wieder

das alte Preußen finden werde, so bin ich darin vollkommen mit ihm einverstanden. Ich kann auf der andern Seite ebenso wenig das Glück Frankreichs erfassen, welches uns die halb offizielle Presse dieses Landes — denn eine andere gibt es kaum — mit so brennenden Farben zu malen sucht. Ich sehe die Franzosen, welche die Grenzen ihres Landes überschreiten, mit brennendem Durste ihre Lippen den freien Brünnlein nähern, die auf schweizerischem Gebiete sprudeln, und wenn ich auf der einen Seite vollkommen aus dem nationalen Charakter der Franzosen heraus die Errichtung des Kaiserthrones begreife, so empört sich meine ganze innere Natur und das Freiheitsgefühl, das ich stets als mütterliches und väterliches Erbtheil in der Brust getragen, gegen die Fortdauer dieses Systemes der Unterdrückung und gegen seine Ausbreitung über die Grenzen des schönen Frankreichs hinaus. Aber dies kann mich nicht hindern, die bestehenden Verhältnisse insofern zu berücksichtigen, als sie in der Waagschale der Interessen und Kräfte wirklich wiegen und nothwendig zur Geltung gelangen müssen.

Möge das Nachfolgende also dazu dienen, die jetzigen trüben Verhältnisse zu klären, und ihre Lösung dem gewünschten Ziele der Einheit und Freiheit Deutschlands einen Schritt näher zu führen.

Genf, den 31. März 1859.

C. Vogt.

I.

Die jetzige Lage der Großmächte.

England scheint uns mehr und mehr mit einer Windmühle verglichen werden zu können, deren Flügel zu groß im Verhältnisse zu dem Thurme sind, der sie tragen soll. In allen Welttheilen hat es seine Polypenarme ausgestreckt; überall zeigt es verwundbare Stellen auf; nirgends steht seine Aggressivkraft im Verhältnisse zu dem Einflusse, den es entwickeln sollte. In den russischen Krieg wurde es durch seinen Verbündeten halb wider seinen Willen hineingezogen, und, ehe es noch seine Kräfte entfalten konnte, ward halb wider seinen Willen der Friede geschlossen, der für England eher einer Demüthigung als einem Siegespreise glich. Der indische Krieg, wenn er auch jetzt ganz beendigt sein sollte, hat dennoch die tiefsten Wunden geschlagen. Während der Krimkrieg auch den Ungläubigsten überzeugen mußte, daß die Flotten Englands nicht im Stande seien, tiefe Wunden auf festem Lande zu schlagen, wurde andererseits durch diese Ueberzeugung selbst das Vermittleramt Englands erschwert,

und sein Gewicht in der politischen Wagschaale Europas gemindert. Einen wahrhaften Bundesgenossen auf dem Festlande kann England nur in Preußen finden. Die Interessen des vereinigten Königreiches laufen mit denen Oestreichs durchaus nicht parallel, sondern stehen ihnen sogar überall feindlich gegenüber, und wenn Oestreich die seinem kontinentalen Gewichte entsprechende Seemacht besäße, so würde die Geschichte von einem langen Kampfe reden, der nur mit der Vernichtung einer der streitbaren Mächte sein Ende finden würde. England will um jeden Preis seinen Einfluß im Mittelmeere und dessen Küstenländern behaupten; Neapel und Sicilien, Malta und die jonischen Inseln, Syrien und Aegypten sind Ruhepunkte seiner nach Ostindien gerichteten Politik; überall auf diesen Punkten hat ihm Oestreich die lebhaftesten Hindernisse bereitet und noch obenein sich stets als einen zweifelhaften Bundesgenossen gegen die Fortschritte Rußlands in der Türkei bewährt. Mit Oestreich hat England niemals längere Zeit harmoniren können, wenn auch augenblickliche Gemeinschaft der Interessen sie für einige Zeit zusammen führte, stets trennte sie unmittelbar wieder die politische Nothwendigkeit. Mit Preußen dagegen trat England stets wieder in nähere Verbindung, wenn auch Preußens Gelüste auf Hannover, welches früher der englischen Krone angehörte, häufig allzu offen hervor trat. Stamm- und Sprachverwandtschaft, Gemeinschaftlichkeit der Interessen in vielen Dingen, Nothwendigkeit, eine verbündete kontinentale

Truppenmacht zu besitzen, alle diese Verhältnisse drängen in Gemeinschaft mit dem Protestantismus und den religiösen Interessen England nothwendig gegen Norddeutschland hin. Wäre Deutschland wirklich, was es sein sollte, eine einheitliche Macht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß alsdann das innigste Verhältniß zwischen England und Deutschland sich herstellen würde, und daß beide vereinigt allen Gefahren, von welcher Seite sie auch kommen mögen, Trotz bieten könnten. Jetzt aber, bei der deutschen Zersplitterung, wird sich England stets vorzugsweise an Preußen anschließen und die Zwecke dieser Monarchie um so mehr zu fördern suchen, als es jetzt keine deutschen Provinzen mehr besitzt und mit der preußischen Dynastie die seinige auf das Engste verbunden ist.

Daß die Allianz Frankreichs mit England, trotz aller Behauptungen vom Gegentheile, wesentlich gelockert sei, wird Jedermann zugestehen müssen. Nicht minder liegt es auf flacher Hand, daß ein Gefühl des Mißtrauens gegen die Pläne Louis Napoleons im englischen Volke herrscht, und daß die Besorgniß einer Invasion bei jeder Gelegenheit mit erneuter Stärke sich kund thut und Maßregeln zur Deckung hervorruft. Allein der Schritt über den Kanal hinüber ist auch trotz der Dampfbeine ein gewagter, und es will uns bedünken, als habe Louis Napoleon aus der Geschichte seines Onkels wenigstens so viel gelernt, daß er wisse, wie gefährlich diesem der Krieg mit England geworden sei. Auf der andern Seite scheint England recht gut

wissen zu müssen, daß ein Krieg gegen Frankreich, wenn auch mit Hülfe von Bundesgenossen, es dennoch an den Rand des Verderbens bringen kann, da doch immer für Frankreich die Möglichkeit gegeben ist, im Seekriege partiell Stand zu halten und eine Truppenmasse hinüber zu werfen. Die gegenseitige Stellung Englands und Frankreichs wird also auf noch lange hinaus nicht die freundlicher und vertrauender Bundesgenossen sein; jede Macht wird die andere mißtrauisch beobachten, England mehr auf die Vertheidigung, Frankreich mehr auf den Angriff bedacht sein. Frankreich wird Anlässe suchen, den Einfluß Englands im Auslande zu mindern und, wie bei dem St. Georges dieselben bis zur Spitze der Entscheidung hinauftreiben. England aber wird stets vor dieser Entscheidung zurückweichen und so lange es nur irgend kann, nachgeben und seine Ansprüche fallen lassen. So groß jetzt auch der Wunsch Englands nach Frieden sein mag, so lebhaft die Bemühungen der englischen Diplomatie sein mögen, um einen Zusammenstoß zu verhindern, so werden dieselben dennoch nicht weiter gehen, als zu diplomatischen Verhandlungen, zu Erklärungen, Protokollen und Konferenzen. Dem stolzen Worte Lord Derby's: „Schlagt den Ersten nieder, der den Frieden stört", wird England keinen materiellen Inhalt geben; es wird, von seiner Seite wenigstens, eben so leer bleiben, als Lord Napier's: „Jungen, wetzt die Messer!" England wird bei dem bevorstehenden Kriege neutral bleiben, die Schuld des Ausbruches auf die

Hartnäckigkeit Oestreichs schieben und sich alle mögliche Mühe geben, den Krieg bald zu beenden und diejenigen Veränderungen der europäischen Zustände aus den Friedensverhandlungen hervorgehen zu lassen, welche seinen Interessen am förderlichsten scheinen. Daß diese aber gerade nicht den österreichischen Interessen entsprechen, glauben wir oben gezeigt zu haben.

Selbst die Eifersucht gegen Rußland wird in dieser Stellung keine Aenderung verursachen. Für einige Zeit glaubt man mit Rußland fertig zu sein — der Amur ist doch weit, selbst für englische Augen und der Landweg nach Ostindien scheint einstweilen gegen russische Uebergriffe gesichert. Auch eine russisch-französische Coalition zum Ueberfall Englands schlummert nicht im Hintergrunde der gegenseitigen Sympathieen der beiden Kaiserstaaten. John Bull lebt also in gespannter Bundesgenossenschaft mit Frankreich, in gegenseitiger Höflichkeit mit Rußland, in warmer Freundschaft mit Preußen und in ärgerlichem Grollen mit Oestreich, dem er, ohne Erfolg, nachzugeben räth.

Die innern Verhältnisse Englands werden in dieser Politik nur insofern eine Aenderung herbeiführen können, als die Torys momentan günstiger für Oesterreich, die Whigs mit Russel und besonders mit Palmerston an der Spitze sich günstiger für Frankreich bezeigen; beiden Parteien aber wird die Befreiung Italiens vom fremden Drucke ein Zielpunkt ihrer Bestrebungen sein. Das englische Volk wie der Mittelstand ist entschieden für Italien, wir dürfen selbst

wissen zu müssen, daß ein Krieg gegen Frankreich, wenn auch mit Hülfe von Bundesgenossen, es dennoch an den Rand des Verderbens bringen kann, da doch immer für Frankreich die Möglichkeit gegeben ist, im Seekriege partiell Stand zu halten und eine Truppenmasse hinüber zu werfen. Die gegenseitige Stellung Englands und Frankreichs wird also auf noch lange hinaus nicht die freundlicher und vertrauender Bundesgenossen sein; jede Macht wird die andere mißtrauisch beobachten, England mehr auf die Vertheidigung, Frankreich mehr auf den Angriff bedacht sein. Frankreich wird Anlässe suchen, den Einfluß Englands im Auslande zu mindern und, wie bei dem St. Georges dieselben bis zur Spitze der Entscheidung hinauftreiben. England aber wird stets vor dieser Entscheidung zurückweichen und so lange es nur irgend kann, nachgeben und seine Ansprüche fallen lassen. So groß jetzt auch der Wunsch Englands nach Frieden sein mag, so lebhaft die Bemühungen der englischen Diplomatie sein mögen, um einen Zusammenstoß zu verhindern, so werden dieselben dennoch nicht weiter gehen, als zu diplomatischen Verhandlungen, zu Erklärungen, Protokollen und Konferenzen. Dem stolzen Worte Lord Derby's: „Schlagt den Ersten nieder, der den Frieden stört", wird England keinen materiellen Inhalt geben; es wird, von seiner Seite wenigstens, eben so leer bleiben, als Lord Napier's: „Jungen, wetzt die Messer!" England wird bei dem bevorstehenden Kriege neutral bleiben, die Schuld des Ausbruches auf die

Hartnäckigkeit Oestreichs schieben und sich alle mögliche Mühe geben, den Krieg bald zu beenden und diejenigen Veränderungen der europäischen Zustände aus den Friedensverhandlungen hervorgehen zu lassen, welche seinen Interessen am förderlichsten scheinen. Daß diese aber gerade nicht den österreichischen Interessen entsprechen, glauben wir oben gezeigt zu haben.

Selbst die Eifersucht gegen Rußland wird in dieser Stellung keine Aenderung verursachen. Für einige Zeit glaubt man mit Rußland fertig zu sein — der Amur ist doch weit, selbst für englische Augen und der Landweg nach Ostindien scheint einstweilen gegen russische Uebergriffe gesichert. Auch eine russisch-französische Coalition zum Ueberfall Englands schlummert nicht im Hintergrunde der gegenseitigen Sympathieen der beiden Kaiserstaaten. John Bull lebt also in gespannter Bundesgenossenschaft mit Frankreich, in gegenseitiger Höflichkeit mit Rußland, in warmer Freundschaft mit Preußen und in ärgerlichem Grollen mit Oestreich, dem er, ohne Erfolg, nachzugeben räth.

Die innern Verhältnisse Englands werden in dieser Politik nur insofern eine Aenderung herbeiführen können, als die Torys momentan günstiger für Oesterreich, die Whigs mit Russel und besonders mit Palmerston an der Spitze sich günstiger für Frankreich bezeigen; beiden Parteien aber wird die Befreiung Italiens vom fremden Drucke ein Zielpunkt ihrer Bestrebungen sein. Das englische Volk wie der Mittelstand ist entschieden für Italien, wir dürfen selbst

sagen, für die italienische Revolution günstig gestimmt. Mazzini hat unzählige Freunde, Poerio und seine Genossen werden mit Enthusiasmus empfangen. Die englischen Kabinette haben Revolutionen nur dann unterstützt, wenn sie ihnen unmittelbar in den Kram paßten — sonst sind sie ihnen feindlich. Weder Whigs noch Torys sind Republikaner. Englands Ministerien werden deshalb eher Piemont, als die Revolution in Italien unterstützen und selbst wenn Louis Napoleon helfend einschreiten sollte, selbst dann wird England nicht gegen Italiens Sache, nicht für Oestreich zum Schwerte greifen können. Deßhalb verlangt es jetzt Dinge, die Oestreich platterdings nicht einräumen kann.

Die Räumung des gesammten Kirchenstaats von fremden Truppen, Franzosen wie Oestreichern; administrative und weit gehende innere Reformen im Kirchenstaate selbst; Aufhebung sämmtlicher zwischen Oestreich und den übrigen italienischen Staaten geschlossenen Hülfs- und Besatzungsverträge; Reformen in Neapel; Herstellung der Verfassung in Sicilien — man weiß wohl, daß an diesen Dingen der Besitzstand Oestreichs in Oberitalien hängt; daß, diese Forderung erfüllen, mit anderen Worten, wie es auch Palmerston im Parlamente eingestanden hat, ebenso viel heißt, als: die Revolution in Italien proklamiren. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die päbstliche Regierung ohne fremde Hülfe nicht im Stande ist, einer in ihren Staaten ausbrechenden Revolution sieg-

reich die Spitze zu bieten, und daß England einer solchen Bewegung mit vielem Wohlwollen zuschauen, vielleicht selbst sie unterstützen wird. Ob damit der Friede gesichert bleibe, ist eine andere Frage. Ob Oestreich im Stande wäre, bei der drohenden Stellung Piemonts auf der einen Seite und den lodernden Revolutionsflammen im Süden, sich innerhalb seiner Grenzen ruhig zu halten, erscheint uns noch zweifelhafter.

Die Stimmung des englischen Volkes ist gewiß nicht für einen Krieg. Allein so, wie die Sachen jetzt liegen, ist sie wenigstens für Beibehaltung strikter Neutralität und wenn die Dinge sich nur wenige Wochen noch hinausziehen, wird sie für den Krieg umschlagen; denn die jetzige Spannung der Verhältnisse ist tödlicher für Handel und Industrie als der Krieg selbst, und bald wird die allgemeine Stimmung des englischen Volkes dahin gehen, daß man sagen wird, eine jede Aenderung, welcher Art sie auch sei, ja selbst ein allgemeiner Krieg müsse jedenfalls dem jetzigen Schwebezustand, dieser gänzlichen Lähmung des Geschäftes, dieser gänzlichen Aufhebung jedes Vertrauens in die Zukunft vorgezogen werden. Ist aber einmal die Stimmung auf diesen Punkt angelangt, dann wird, davon kann man überzeugt sein, der staatliche Egoismus überwiegen und England sich alle Mühe geben, den Krieg innerhalb der italienischen Gränzen zu lokalisiren und nicht aus denselben heraustreten zu lassen. England wird dann gewiß seine Sympathieen

für das italienische Volk hervortreten lassen und in weiser Berechnung seiner industriellen und kommerziellen Zukunft, bei den Friedensverhandlungen dahin wirken, daß Italien als ein Gesammtstaat oder Staatenbund, von äußeren Einflüssen frei, hervorgehen werde.

Dieselbe Sorge wird England der Gestaltung der deutschen Zustände zuwenden müssen. Für England ist ein starkes, einiges Deutschland der einzige, natürliche Bundesgenosse, von dem es nichts zu fürchten, alles zu hoffen hat; nur durch die Existenz eines solchen Deutschlands kann es ruhig sein gegen französische Invasionsgelüste und Rachegedanken; nur mit Deutschland vereinigt kann es einer russisch-französischen, einer slavisch-romanischen Coalition trotzen. Was also auch Deutschland in dieser Richtung unternehmen möge, England wird ihm zur Seite stehen.

Die Stellung **Rußlands** in dem gegenwärtigen Zeitpunkte scheint uns leicht zu entziffern, und vor der Hand nur bis zum Einverständniß, nicht bis zur aktiven Allianz mit Frankreich zu gehen. Bis zu dem Krimkriege beherrschte Kaiser Nikolaus den monarchischen Kontinent unumschränkt; er gab in jedem politischen Konflikte den Ausschlag; nach seiner Pfeife tanzten Frankreich, Preußen, Deutschland und Oestreich in unweigerlichem Gleichschritt. Derselbe Despotismus

regierte im Innern wie nach Außen. Der Krimkrieg hat dieses Verhältniß wesentlich geändert und der Aggressivkraft Rußlands, die man früher vielleicht überschätzte, einen tiefen Stoß versetzt. Es ist eine seltsame Eigenthümlichkeit des Schicksals, daß der französisch kaiserliche Despotismus, der im Inneren gewiß demjenigen des Nikolaus in keiner Weise nachsteht, ja in mancher Beziehung ihn noch übertrifft, im Auslande ganz die entgegengesetzten Erfolge hervorbringen muß, als diejenigen, die er im Inlande erzielt, und daß dieser Einfluß selbst in Rußland sich Geltung verschaffte. So hat denn auch der französische Krieg ein Resultat erzielt, welches alle revolutionären Anstrengungen, alle Empörungen und Aufstände innerhalb und außerhalb des heutigen Rußlands wohl schwerlich hätten hervorbringen können. Dieser Krieg hat den Anstoß zur Emanzipation der Bauern und zur gänzlichen sozialen wie administrativen Umgestaltung Rußlands gegeben. Ein Land aber, welches sich in einem Geburtsprozesse dieser Art befindet, wird schwerlich zu einem Offensivkriege Zeit, Muse und Kraft in hinreichendem Maaße finden können, während es in einem Vertheidigungskriege eine unwiderstehliche Stärke entfalten kann. Der natürliche Zug Rußlands geht nach Süden und Osten. Konstantinopel und Peking werden die ewigen Zielpunkte russischer Politik sein. Rußland besitzt noch einen anderen, für ihn unschätzbaren Vortheil. Es bietet den festen Punkt dar, um welchen sich die slavischen Nationalitäten mehr und mehr zu

gruppiren streben. In seinem naturwüchsigen, derben Volke ruht ohne Zweifel eine unverwüstliche Kraft. Vielleicht dürfen wir glauben, daß der jetzt gegebene Anstoß weiter und weiter nachwirken und aus Rußland eher einen Genossen der freiheitlichen Bestrebungen statt eines Feindes derselben machen dürfte.

Indessen handelt es sich darum nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke. Für unseren speziellen Zweck handelt es sich um die Berechnung der politischen Stellung, welche Rußland als Großmacht gegenwärtig einnimmt, und um das Verhältniß der Kräfte, die es zur Durchführung dieser Stellung oder zur Annahme einer anderen aufwenden kann.

Diese Stellung ist, wir können nicht daran zweifeln, durchweg feindselig gegen Oestreich und sympathisch zu Frankreich. Feindselig gegen Oestreich gewiß aus hinreichenden und mannichfaltigen Gründen. Vom monarchischen Standpunkte aus betrachtet hatte Rußland durch seine Intervention in Ungarn den wankenden östreichischen Thron gerettet und die Revolution zu Boden geschlagen. Das Kaiserthum Oestreichs war zu ewigem Danke verpflichtet. Aber solcher Dank lastet schwer. Fürst Schwarzenberg sagte eines Tages, die Welt werde über die Undankbarkeit Oestreichs erstaunen. Seine Nachfolger haben es sich, dies muß man zugestehen, zur Aufgabe gemacht, diesen Ausspruch zur Wahrheit zu machen. Die Spannung begann noch vor Beendigung des geleisteten Dienstes, und in dem Krimkriege selbst ging Oestreich bis zur

letzten Grenze der bewaffneten, feindseligen Neutralität vor. Es versteht sich von selbst, daß dieses Gebahren, das zudem den Stempel der Falschheit und Hinterlist trug, die russische Regierung in gewaltigem Maaße gegen Oestreich erbittern und damit auch zu Frankreich hin drängen mußte. Niemand kann sich darüber täuschen, daß Rußland die Gelegenheit sucht, die östreichische Hassesanleihe mit Wucher heimzuzahlen. Niemand kann sich auch darüber täuschen, daß die Spannung, die Unruhe, die gegenseitige Erbitterung fortdauern werde, wenn diesmal der Ausbruch nicht erfolgen sollte, und daß Rußlands Diplomatie stets von Neuem eine solche Gelegenheit herbeizuführen bemüht sein werde.

Wir können nicht wissen, bis zu welchem Punkte die Uebereinstimmung zwischen Frankreich und Rußland gediehen sein kann, ob wirklich geheime Verträge existiren, welche unter gewissen Eventualitäten eine active Mitwirkung Rußlands in Aussicht stellen, oder ob sich die Beziehungen noch innerhalb den Schranken der Neutralität halten. Jedenfalls ist so viel sicher, daß Rußlands Benehmen Oestreich leicht nöthigen kann, einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte in denjenigen Theilen der Monarchie zu halten, welche einem russischen Angriffe ausgesetzt oder russischen Umtrieben zugänglich sind.

Es gab eine Zeit, wo die panslavistischen Ideen gewiß in den Kreis der Berechnung gezogen werden mußten, sobald es sich um Oestreich und Rußland

handelte. Zweifellos hat sich besonders in Folge der angestrengten Bemühungen der russischen Volkspartei die Kluft, welche zwischen Polen und Rußland gähnte, bedeutend verringert und bedarf es vielleicht nur eines geringen äußeren Anstoßes, um sie gänzlich auszufüllen. Ob unter den östreichischen Slaven noch dieselben Sympathien für Rußland herrschen, wie vor einiger Zeit, dürfte schwer zu enträthseln sein. Vor der Revolution von 1848 fand man in Böhmen und Galizien häufiger das Bild des russischen Czaren als des östreichischen Kaisers in den Hütten der Czechen und Ruthenen. Das haben mir viele Freunde und Feinde der panslavistischen Bewegung versichert. Wenn dies auch jetzt nicht mehr der Fall sein sollte, so würde doch bei der ungemeinen Geschicklichkeit, welche Rußland in Anfädelung solcher Umtriebe besitzt, hier ein bedeutender Grund zur Befürchtung von Seiten Oestreichs vorliegen und der habsburgischen Regierungsgewalt die äußerste Aufmerksamkeit geboten sein.

Die außerordentliche Zuvorkommenheit, ja fast die Brüderlichkeit, womit die Russen die ungarischen Revolutionäre behandelten, stach zu sehr gegen das Verfahren der Oestreicher ab, als daß es nicht seine volle Wirkung hätte äußern müssen. Indem es die Partei zwar niederwarf, aber sie mit Schonung und Courtoisie behandelte, legte Rußland den Grund zu einer Anschauungsweise, die sich etwa damit ausdrücken läßt, daß man unter zwei Uebeln das kleinere wählen

müsse, und daß im gegebenen Falle Rußland nicht das größere sei.

Wenn wir demnach unsere Ansicht dahin zusammenfassen, daß wir Rußland nicht befähigt glauben, thätig zum Angriffe gegen Oestreich überzugehen, so stehen wir auf der anderen Seite nicht an, zu behaupten, daß es alle Mittel aufbieten wird, welche diesseits der offenen Feindseligkeit liegen, um Oestreich zu schaden. Es wird Truppen an die Grenze schieben, welche, Gewehr beim Fuß, die Oestreicher zwingen werden, Armeen auf der andern Seite in Unthätigkeit beharren zu lassen. Es wird die revolutionären Bewegungen, welche vielleicht in Ungarn, in Mähren oder Böhmen ausbrechen sollten, heimlicherweise mit Geld, Waffen und Munition zu unterstützen wissen. Es wird die Friedensverhandlungen in den für Oestreich ungünstigen Momenten des Krieges zu beschleunigen, in den günstigen dagegen zu verhindern suchen. Bei der Unterdrückung der polnischen Revolution haben Oestreich und Preußen selbst gezeigt, wie man's machen müsse, um bei Einhaltung einer scheinbaren Neutralität die Niederlage desjenigen Theiles herbeizuführen, dem man nicht wohl will. Rußland leitete damals die Handlungen der ihm befreundeten Mächte — es hat ein gutes Gedächtniß.

Preußen für sich allein, losgelöst von dem deutschen Bunde, kann auf den Namen einer Groß-

macht keinen Anspruch machen. Zwar hat man ihm auf dem Wiener Congresse das höchst zweideutige Geschenk außerdeutscher Provinzen gemacht und, außer Posen, auch Ostpreußen von dem deutschen Bunde ausgeschlossen, vielleicht nur, um ihm den Stachel der steten Begierde nach der Rolle einer Großmacht zu geben, während man ihm doch auf der anderen Seite die Mittel nahm, dieselbe zu befriedigen. Man denke sich einen Augenblick Preußen von dem deutschen Bunde losgelöst, mit den übrigen deutschen Ländern im Kriege, und man frage sich dann, ob es möglich sei, daß ein so begrenzter Staat mit solcher Westentaille in einem nicht ganz undenkbaren Falle einer solchen feindlichen Stellung jene staatliche Einheit behaupten könne, die niemals nothwendiger ist, als im Kriege. Man mag deshalb von Preußens deutscher Gesinnung so viel faseln wie man will, man mag Kammerreden, offizielle Ansprachen, Ministerial-Erlasse und Rheinlieder zusammenwirken lassen, um einen gewaltigen Lärm nach allen Richtungen hin zu veranlassen, der wahre Schwarzweiße wird doch stets im Hintergrunde den Wunsch nähren müssen, auf Kosten seiner deutschen Brüder die Küsten der Nord- und Ostsee einerseits, und wenigstens die Mainlinie andererseits zu erreichen. Mecklenburg, Hannover, Oldenburg, Holstein und was noch so drum und dran hängt, werden stets Punkte sein, auf welche Preußen unverrückt sein Augenmerk richtet, und bei jeder Gelegenheit werden diese deutschen Bruderstaaten den Köder bilden, auf welchen Preußen begierig los-

schnappt. Man hat dies gesehen im Anfange dieses Jahrhunderts, wo sich die ganze preußische Politik um den Besitz dieser Länder drehte, und Preußen sich Jedem begierig an den Hals warf, der ihm dort ein Stück Landes verhieß; man hat sich von Neuem von dieser Tendenz überzeugen können bei Gelegenheit des Krimkrieges, wo Holstein den Preis der Mitwirkung Preußens bilden sollte, als der berüchtigte Depeschendiebstahl den Verhandlungen eine andere Wendung gab. Der Kauf des Jahde-Busens und die Errichtung eines Kriegshafens daselbst ist nicht minder ein Beweis dieser Tendenz; denn ein Kriegshafen auf fremdem Gebiete ohne organische Rückenverbindung mit dem Lande, zu dem er gehört, ist ein solch lächerlicher Unsinn, daß seine Existenz nur dann Bedeutung gewinnen kann, wenn man ihn gewissermaßen als Zielpunkt künftiger Bestrebungen, als das aufgesteckte Fähnlein ansieht, nach welchem die Richtungslinien visirt werden.

Preußen ist also mit Nothwendigkeit auf Gebietsvergrößerung innerhalb des deutschen Bundes angewiesen, und kein Staatsmann, der an der Spitze seiner Regierung steht, wird sich der Verfolgung dieser Nothwendigkeit auf die Dauer entziehen können; um so weniger, als die spezifisch preußischen Anschauungen, das Bewußtsein des Preußenthums, der Glaube an dessen spezielle Mission im Norden Deutschlands seit langer Zeit mit großer Liebe und Sorgfalt in allen Schichten der Bevölkerung gehegt und gepflegt werden. Nur diejenigen Theile der Monarchie, welche früher

mit dem Reiche in weit unmittelbarerer Beziehung standen, wie namentlich Rheinland-Westphalen, machen hiervon eine theilweise Ausnahme, so daß sich jetzt hier wohl deutsche und spezifisch preußische Gesinnung die Wage halten mögen. Bis zur Revolution von 1848 war dies nicht der Fall. Bis in die dreißiger Jahre hinein herrschten am Rheine vorwiegend französische Sympathieen; im Jahre 1848 entwickelte sich rein deutsche Gesinnung mit Preußenhaß und Gedanken an Trennung von Preußen; seit dieser Zeit, wir können vor dieser Thatsache die Augen nicht verschließen, hat sich dort auch in letzterer Beziehung Vieles geändert.

Es fragt sich nun, kann Preußen bei ruhiger Fortentwicklung der deutschen Zustände zu seinem Zwecke staatlicher Arrondirung gelangen, kann es bei vorausgesetzter Stabilität der jetzigen Verhältnisse jemals darauf hoffen, die bezeichneten Gebietstheile des deutschen Nordens in sich aufzunehmen?

Offenbar liegt hierzu nicht die mindeste Hoffnung vor. Neun Zehntel der Stimmen im Bundestag, die ganze Wucht, welche einerseits in Oestreich und seine deutschen Vasallen, anderseits in die mitteldeutschen Staaten gelegt ist, würde sich gegen ein solches Aufgehen der norddeutschen Kleinstaaten in Preußen stemmen und eine solche Erwerbung unmöglich machen. Es bleiben also nur zwei Mittel für Preußen, um das zu erlangen, was es ergattert und erlauert: Krieg oder Revolution: Krieg, der von außen herangebracht, Revolutian, die von innen heraufbeschworen wird.

Die letztere Gelegenheit, die ihm vor zehn Jahren geboten worden, hat Preußen versäumt, die erstere, die ihm schon früher gedient, wird es, daran zweifeln wir keinen Augenblick, ergreifen, sobald ihm der günstige Augenblick gekommen scheint. Es wird und muß dahin streben, aus dieser unseligen Schwebe herauszukommen, wo es gerne möchte und doch nicht kann, und wo es stets nur das fünfte Rad am europäischen Wagen spielt, das man eben nur als Zugewicht benutzt, um diese oder jene Schale der Waage zum Sinken zu bringen.

Soll Preußen aus dieser ewigen Schwebe kommen, die ihm stets eine schwankende, hinterlistige Politik aufgedrängt hat, aufdrängt und aufdrängen wird, so kann dies nur geschehen, indem es, statt des slavischen Anhängsels, das ihm nur Verlegenheiten, Sorgen und Schwäche bereitet, die gewaltigere Eigenschaft einer rein deutschen Großmacht eintauscht. Jetzt ruht der Fluch der Halbheit auf ihm; denn während ihm seine außerbündischen Besitzungen nicht Kraft genug geben, um unabhängig als Großmacht aufzutreten, sind sie andererseits stets gewichtig genug, ihm als Kugel am dem Beine zu dienen, mit dem es einen deutschen Schritt thun soll. Zu einem solchen wird es jetzt von allen Seiten gedrängt, ohne sich entschließen zu können. Welches auch der Einfluß sein möge, den die frühere Frankfurter Kaiserpartei in den höchsten Regionen gewonnen hat, so wird doch bei der spezifischen Verquickung der preußischen Gothaner diese Partei nicht

umhin können, der historischen Tendenz und dem staatlichen Egoismus der Krone Preußen ihr Recht angedeihen zu lassen.

Die ganze Stellung Preußens zeigt sich aufs Klarste in den vorbereiteten Manifestationen, die in den beiden Kammern nach vielseitigem Drängen stattfanden, in den Erklärungen des Ministers von Schleinitz, des Grafen Schwerin; in der Haltung der kleinen, aber mächtigen Partei im Herrenhause; in der Auffassung, welche die Haltung Preußens in Wien einerseits, in Paris anderseits erhält. Oestreich und Frankreich werden von der Regierung vollkommen auf dieselbe Linie gestellt: beide sind gleichbefreundete Großmächte. Die Pferdeausfuhr wird auf allen Grenzen, gegen Oestreich wie gegen Frankreich verboten, nachdem man vorher aus den amtlichen Listen nachgewiesen hat, daß bei weitem mehr Pferde nach Oestreich ausgeführt wurden. Von Oestreich ist in den Erklärungen nicht die Rede — kein Wort davon, daß im Falle eines Angriffes man sich verpflichtet fühle, den Bundesgenossen zu unterstützen — im Falle eines bevorstehenden Krieges zwischen Nordamerika und Cochinchina würde die Sprache nicht anders lauten. Der deutsche Beruf Preußens aber, die deutschen Verpflichtungen, das alte Preußen, das wird mit Vorliebe betont. Frankreich erhält in Folge dessen Lobsprüche durch den Moniteur und die übrige Presse — Oestreich wüthet durch seine Organe und wühlt durch seine Agenten in Deutschland herum. Denn dem Kurzsichtigsten muß

es nun klar geworden sein, daß ein Einverständniß zwischen Preußens Regierung und der kaiserlichen Regierung Frankreichs besteht; daß Preußen nicht zur Vertheidigung der außerdeutschen Provinzen Oestreichs zum Schwerte greifen wird; daß es zu allen Maßregeln, welche die Vertheidigung des Bundesgebietes betreffen, seine Zustimmung geben, sonst aber jede Theilnahme des Bundes oder einzelner Bundesglieder für Oestreich verhindern wird, um dann, bei den späteren Friedensverhandlungen, seinen Lohn für diese Anstrengungen in norddeutschen Flachlanden zu erhalten.

Daß die ganze zweite Kammer zustimmt, daß dort kein Wort für Oestreich sich hören läßt, ist leicht begreiflich. Kladderadatsch hat's schon richtig gesagt: Keine Initiative, ist die Parole. Die beginnende Opposition im Herrenhause bestärkt in dieser Richtung — man fühlt das Bedürfniß, sich fest gegen die kleine, aber mächtige Partei zu schließen.

Diese hat östreichische Sympathieen. Pietismus und Jesuitismus sind stets in politischer Hinsicht Hand in Hand gegangen. Die gestürzte Hofpartei, die Stahl's und Kleist-Retzow's tragen diese östreichischen Sympathieen in tiefer Brust. Deshalb die Opposition im Herrenhause, das, für den Augenblick, in dieser speziellen Sache, mit den sonst verhaßten Rheinländern zusammengeht.

Die Stellung der Parteien in den Kammern und die der Regierung in Beziehung zu der auswärtigen

politischen Frage ist somit klar. Die des Volkes nicht minder. Altpreußen geht mit der Regierung — Rheinland, Westphalen mit dem katholischen Oestreich. Gelingt es der dortigen Volksbewegung nicht, die Regierung zu Oestreich zu drängen, so wird die nächste Folge ein erneutes Aufreißen der Kluft zwischen den beiden Theilen der Monarchie sein.

Speziell in der vorliegenden Frage wirkt noch die alte Rivalität gegen Oestreich, die auf deutschem, auf polnischem, auf orientalischem und außer-europäischem Gebiete so oft hervorgetreten ist. Der Vorgänge innerhalb des deutschen Bundes werden wir später erwähnen — hier sei nur der letzten spezifisch preußischen Frage, Neuenburgs, erwähnt. Oestreich unterstützte nur lau die Ansprüche Preußens. Dieses zahlt jetzt mit Wucher heim.

Was die Stellung Preußens innerhalb des deutschen Bundes betrifft, so darf man wohl sagen, daß dieselbe nicht so einflußreich ist, als man seiner Ausdehnung nach glauben sollte. Das kleinere Gevögel duckt sich zwar, aber doch nur mit innerem Widerstreben, vor dem Adler, der jeden Augenblick bereit scheint, es zu rupfen; die oben entwickelten, specifisch preußischen Tendenzen, die Jedem zu deutlichem Bewußtsein gekommen sein müssen, haben in Norddeutschland stets einem solchen Anschluß entgegenstehen müssen, wie ihn die süddeutschen kleineren Staaten, Baiern inbegriffen, zu Oestreich zeigen. Durch die unmittelbare Nähe und die Gemeinsamkeit des Junkerthums wird

vielleicht Mecklenburg in die specifisch preußischen Kreise hineingerissen — vielleicht auch die Regierung von Hessen-Kassel — im Uebrigen herrscht Mißtrauen gegen die Aufgehens-Theorie und widerstrebendes Nachgeben in Norddeutschland gegen Preußen. Das instinktive Gefühl der Abneigung, ja des Hasses, den Süddeutschland gegen Preußen hegt, und der aus der Anmaaßung, der Hochfahrenheit der ächten Vertreter des Preußenthums hervorgeht, auch dieses Gefühl hat alles volltönende Geschrei der Kaiserpartei nicht ausrotten oder wegdeklamiren können. Es existirt lebendig im Volke, und keine Regierung, selbst wenn es die badische wäre, kann ihm lange widerstehen. Wahre Sympathie hat also Preußen nirgends im deutschen Volke, noch in den Regierungen des deutschen Bundes.

Ueber die inneren Verhältnisse Preußens kann sich sicherlich Niemand mehr den Illusionen hingeben, die im Anfange des Regierungswechsels in so reichlichem Maaße sich Luft machten. An die Stelle des Pietismus ist die Staats- und Landeskirche getreten; der pietistische Flecken ist mit preußischem, einfachem Protestantismus übertüncht worden; sonst ist Alles beim Alten geblieben. Herr von Vinke, als Apostel neuer staatlicher Freiheit, und Graf Schwerin, als Vertreter eines liberalen Regierungssystemes, streifen doch wirklich an das Gebiet des Lächerlichen. Die sogenannten liberalen Wahlen, die man mit so vieler Emphase pries, können, vom Standpunkte der Selbstständigkeit eines Volkes aus betrachtet, nur Mitleiden erregen.

Oder ist es vielleicht ein Zeichen von Selbstständigkeit, wenn auf einen Wink von oben herab Wahlkreise, die bisher in den schwärzesten Topf tauchten, um Herrn von Gerlach und Assessor Wagener daraus hervorzuziehen, nun plötzlich mit Enthusiasmus ihr System ändern und der inspirirten Richtung folgen? Hätte früher in diesen Wahlkreisen eine Opposition existirt, welche der reaktionären Wahl sich entgegengestemmt hätte, wären zwei Parteien vorhanden gewesen, die gegenseitig um den Sieg gerungen hätten, so wäre ein solches Resultat ein natürliches, ein ehrenhaftes; so aber zeigt es nur mit dem Finger auf jene inwohnende vollständige Unselbstständigkeit und den Mangel an Begriff für Selbstregierung und freie staatliche Bewegung, die der großen Mehrheit des preußischen Volkes inwohnt.

Frankreich und Oestreich stellen sich gegenwärtig als unmittelbare Gegner in den Vordergrund und verdienen deshalb in ihrer gegenseitigen Stellung eine genauere Würdigung. In Frankreich hat ein mächtiger Wille jede Einzelbestrebung, welcher Art sie auch sei, vollkommen unterdrückt und in einer furchtbar gespannten Zentralisation vollständig absorbirt. Keine Regung mehr ist frei geblieben; Industrie, Handel und Gewerbe, Börsenspekulation wie ernstes Geschäft, Kunst und Wissenschaft, Freud' und Leid, Wohlbefinden und

Unzufriedenheit. — Alles soll von oben herab nach alleinigem Ermessen der zentralen Behörde geregelt werden. So entsprechend die Zentralisation im Allgemeinen der nationalen Tendenz der Franzosen ist, so sehr widert sie das innere Gefühl der germanischen Stämme an, und es ist leicht begreiflich, daß diese Antipathie sich bis zu förmlichem Hasse steigert. Von dem Standpunkte des freien Menschen aus, der in sich selbst das Maaß des Rechtes und Unrechtes trägt, ist eine solche Zentralisation die höchste Unfreiheit; von dem Standpunkte des Franzosen aus, der überhaupt die Berechtigung des Individuums nicht kennt, ist sie bis zu einem gewissen Grade ein Bedürfniß und liegt in allen Parteien ohne Ausnahme. In der großen französischen Revolution siegte die zentralistische Partei über die föderalistische der Girondisten, und zeither ist noch niemals in irgend welcher Bewegung auch nur entfernt an die Lösung der straffen Bande der Zentralisation gedacht worden. Sie liegt eben in dem Nationalcharakter. Der Franzose verlangt von seiner Regierung die Initiative in allen Dingen, in den kleinsten wie in den größten; er fühlt sich gewissermaßen nur wohl, wenn er in Reih' und Glied den Nebenmann mit dem Ellenbogen berührt und den Vorschläßhaber vor sich sieht. Herzen sprach das vollkommen richtige Wort aus: Der Franzose verstehe wohl die Gleichheit, aber nicht die Freiheit, und als im Jahre 1848 Alles für die neue französische Republik schwärmte, habe ich mich nicht gescheut, in Frankfurt

öffentlich die Behauptung aufzustellen, daß Deutsche und Franzosen sich in einem seltsamen Widerspruche mit ihrer eigenen innersten Natur befänden: die Deutschen bildeten sich ein, Monarchisten sein zu müssen, während sie geborne Republikaner seien, und die Franzosen bildeten sich ein, Republikaner zu sein, während sie geborne Monarchisten seien.

Aus diesem Bedürfnisse nach Zentralisation, nach Gleichheit, nach Nivellirung aller Unterschiede erklärt sich wahrlich Alles, was man in Frankreich Betrübendes und Erfreuliches sehen kann. Die Freude an der geraden Linie in Bauten und Gärten, das Wohlgefallen an der regelrecht planirten Ebene, die sozialen Systeme, in welchen das Individuum gänzlich verschwindet — Alles dies liegt ebenso in dem Volkscharakter, wie das Kasernenwesen und das Zustutzen des gesellschaftlichen Lebens nach allgemeinen Regeln. Wo drei Franzosen zusammen stehen, steht immer ein Korporal mit zwei Mann.

Daß diese Zentralisation jetzt auf ein Extrem geführt sei, welches Menschen und Volk herabwürdigt, wird wohl kaum Jemand leugnen können. Mit großer Schlauheit und wirklich feiner Berechnung hat der jetzige Herrscher die materiellen Interessen, soweit nur irgend möglich, an sich zu knüpfen gesucht. Durch die in hohem Grade mobilisirten Besitzzustände ist der ganze Besitz, so zu sagen, an die Fluctuationen und Wandelungen seiner Politik geknüpft. Bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinab greift jetzt

das Rentenbuch und das Interesse an seiner Erhaltung. Das Einzige, was an der zentralistischen Maschine vergessen scheint, ist das Sicherheitsventil, wodurch den übermäßig gespannten Dämpfen ein Ausgang verschafft werden könnte. Das frühere Frankreich war eine absolute Monarchie durch Chansons gemildert, heut zu Tage ist auch diese Milderung weggefallen und nichts geblieben, als die absoluteste Monarchie mit allumfassender Anwendung der Theorie des beschränkten Unterthanenverstandes.

Das jetzige Kaiserthum hat keine Partei unter den Gebildeten, keine Partei unter dem Mittelstande, keine Partei in der französischen Bourgeoisie; — ihm gehören nur zwei Massen, die Armee und das Landvolk, das nicht lesen und schreiben kann. Aber das macht 9/10 der Bevölkerung aus und begreift in sich das gewaltige organisirte Instrument, mit welchem der Widerstand zerschmettert werden kann, und die Heerde der Heloten der Hypothek, die nichts besitzen als eine Stimme in die Urne. Die Restauration hat die Armee gedemüthigt unter dem Drucke der fremden Invasion; Louis Philipps Königthum hat die Armee trotz aller Rennpartieen in Afrika nie befriedigt; — die Republik hat sie höchstens als innere Zerstörungsmaschine benutzt; — die Armee sieht einzig in dem Kaiserreiche die Hoffnung, sich Lorbeeren zu erwerben, und der Krimkrieg hat ihr die Ueberzeugung von ihrer Unüberwindlichkeit auf's Neue eingepflanzt. Das Landvolk ist im Ganzen eine willenlose Masse; alle Par-

teien haben sich stets darauf beschränkt, es zu dominiren, nicht gesucht, es zu belehren. Trotz der fast unerschwinglichen Abgaben, trotz des Druckes, der in jeder Beziehung auf ihm lastet, ist doch der Bauer heut zu Tage, wir sind dessen fest überzeugt, eben so gut kaiserlich oder vielmehr napoleonistisch, wie damals, als er zum Abstimmen berufen wurde. Auch hier zeigt sich also wieder die eigenthümliche Erscheinung, daß die reine absolute Monarchie sich vorzugsweise auf die rohen, willenlosen Massen stützt, denen sie ihren Willen ohne Weiteres aufdrängen kann.

Die kaiserliche Regierung ist unserer Ueberzeugung nach in Frankreich wenigstens insofern vollständig unterhöhlt, als sämmtliche einer Meinung sich bewußte Parteien ohne Ausnahme ihr entgegen sind und sie unter denjenigen, welche fähig sind, Parteien zu bilden, nicht die mindeste Sympathie hat erwecken können. Die Legitimisten sind in ihrer starren Abschließung verblieben; die Orleanisten vom Kaiser selbst über alle andern gehaßt, in den innersten Falten ihres Herzens verletzt, sind dennoch zum Theile in Aemtern und Würden geblieben, um jeder napoleonistischen Idee den Dämpfer eines baumwollenen Widerstandes bei der Ausführung entgegen zu setzen; die rothe Republik lebt in der Marianne, nach eigenem Geständnisse der Regierung, fort — die blaue Republik nur scheint sich für den Augenblick um den Preis der Unabhängigkeit Italiens und größerer innerer Freiheit der kaiserlichen Politik nähern zu wollen. Die Zustände im

Innern werden aber bei fortdauerndem Frieden deshalb von Tag zu Tag unhaltbarer, weil die französische Armee mit den Parteien der Gebildeten in weit innigerem Zusammenhange steht, als z. B. in den deutschen Staaten, in Preußen oder Oestreich; — weil diese Parteien unter den Offizieren namentlich ihr Echo finden und so eines schönen Tages die einzige aktive Stütze der Macht, die der Kaiser in Händen hat, ihm entschlüpfen könnte. Die Masse des Landvolkes ist nur eine passive, keine aktive Stütze in Frankreich, und kein Finger würde sich für Louis Napoleon rühren, sobald die Armee ihm einmal den Gehorsam aufgekündigt hätte.

Frankreich resumirt sich also in der That jetzt einzig in der Person seines Herrschers, von welchem Masson sagte, er besitze große Eigenschaften als Staatsmann und Souverain; einen unerschütterlichen Willen, einen sichern Takt, kräftigen Entschluß, starkes Herz, hohen kühnen Geist und vollkommene Rücksichtslosigkeit. Wir wissen nicht, in wie fern diese Charakteristik wahr ist, aber so viel ist wenigstens sicher, daß die Nationalversammlung in Frankreich und deren Führer zur Zeit ebenso sehr die Fähigkeiten Louis Napoleons unterschätzten, wie die Führer der Frankfurter Nationalversammlung diejenigen des Erzherzogs Johann, und daß jeder der beiden Schlauköpfe in seiner Sphäre seine Unterschätzer reichlich für den begangenen Fehler büßen ließ. Wir sind damit weit entfernt, Beide auf eine Seite zu stellen. Die entsetzliche Rücksichtslosig-

keit, womit der jetzige Kaiser der Franzosen zu seinem Ziele gelangt ist; die kalte Berechnung in der Wahl der furchtbarsten Mittel, mittels deren er über dem Schrecken seine Fahne aufpflanzte; die gewaltige Combination, mit welcher er Massen und Personen zu dem gesteckten Ziele lenkte; die Schlangenklugheit, mit der er seine Pläne und Entwürfe bis zur Zeit der Reife verdeckte oder gar ableugnete; die zähe Geduld, mit der er immer wieder auf einen einmal gefaßten Entschluß zurückkam und ihn bis zum geeigneten Augenblicke, festhielt; — dies Alles läßt ihn dem schon alten und abgenutzten Habsburger weit überlegen erscheinen. Der Ursprung dieser Herrschaft ist ein Grauen und dieser Charakter wird ihr bleiben, welches auch ihre ferneren Schicksale sein mögen.

Es ist vollkommen begreiflich, daß aus der bösen Saat, welche der Dezember säete, auch böse Früchte herangewachsen sind. Das Rechtsbewußtsein, das in der Menschheit lebt, kann um so weniger getäuscht werden, wenn es mit den innersten Eigenschaften der Volksnatur im gegebenen Augenblicke übereinstimmt. Ehe man in Deutschland, England oder in der Schweiz sich eine Regierung, eine Verwaltung aufdringen ließe, ähnlich der jetzigen in Frankreich, würde man, dessen sind wir überzeugt, den letzten Mann und den letzten Thaler aufwenden zum Widerstande. Alle Parteien würden zur Abwehr einer solchen Unbill zusammenstehen. Was mit der Natur des Volkes selbst unverträglich ist, würde ebenso schnell in sich selbst zusam-

mensinken, als es über dem Rheine drüben Dauer besitzt. Für unseren speziellen Zweck brauchen wir indeß diese Frage nicht näher zu erörtern. Es ist nicht nöthig, gegen das Gebahren der Regierung Frankreichs im Inneren weiter zu Felde zu ziehen. Die Thatsache der Existenz dieser Regierung steht fest und mit dieser müssen wir rechnen, so lange es den Franzosen gefällt, sie zu bewahren. Mögen die jetzigen Zustände dazu führen, diese Regierung zu ändern, an unserem warmen Glückwunsche dazu soll es gewiß nicht fehlen, wenn wir auch vor der Hand keine Aussicht dazu erfassen mögen.

Bei einer so verschlossenen Individualität, wie diejenige des jetzigen Kaisers, ist es rein unmöglich, die äußere Politik, der er allein vorsteht, anders als aus den Thatsachen zu enträthseln. Man hat sich vielfällig Mühe gegeben, aus seinen frühern Schriften und Aeußerungen die Zukunft zu prognostiziren, und hat stets und immer wieder auf's Neue fehlgeschossen. Dieser Mensch hat nur eine einzige Idee in seinem früheren Leben verfolgt, diejenige, in Frankreich zur Herrschaft zu gelangen. Er verfolgt jetzt nur eine einzige Idee, diejenige, sich in dieser Herrschaft zu erhalten. Er hat nie einen vollständigen Vertrauten besessen, und er hat stets ungescheut jedes Mittel ergriffen, um seinen Zweck zu erreichen. So sehen wir ihn denn jede Strömung des Zeitgeistes benützen, um auf den Oheim und sich die Blicke und die Erinnerungen zu lenken. Heute, wo das leichtbewegliche Volk von kriegerischen

Gelüsten erfüllt scheint, weckt er die Erinnerungen an die Siege und an die Kriege des Onkels, Erinnerungen, die er in jeder Weise hegt und pflegt, weil er wohl weiß, daß nur sie ihm zur endlichen Durchführung seiner Pläne verhelfen können. Morgen bei friedlicher Strömung findet er, daß sein Oheim nur den Frieden gewollt habe, und daß der Friede die einzige Bedingung des Fortschrittes sei. Er ist Freihändler und Protektionist, Revolutionär und Konservativer, Kind der Revolution und Sohn der Legitimität, Vertreter der Volkssouveränetät und der unbeschränkten Regierungs-Autorität, Herrscher durch Gottes Gnade und den Willen des Volkes, — Alles je nachdem die Zwecke seiner Sache das Hervortreten dieser oder jener Richtung zweckmäßig erscheinen lassen. Man beweist aus seinen Schriften, daß er den Haß Englands gepredigt habe, und doch hätte kein anderer Monarch Frankreichs es jemals wagen dürfen, eine so enge Allianz mit England abzuschließen, wie dieser es gethan hat. Man beweist mit unwiderleglichen Gründen aus Schriften und Reden, daß er Rußland den Untergang geschworen, weil der russische Feldzug den Anstoß zum Sturz der Napoleonischen Dynastie gab, und doch geht seine Politik heute mit derjenigen Rußlands auf das Engste verbunden. Mit Stolz nennt er sich ein Kind der Revolution in dem Augenblicke, wo er die Revolutionäre über's Meer schickt. In demselben Aufsatze, in welchem er die Erhaltung des Friedens verspricht, droht er mit der Entfesselung der Revolution, aus deren

Besiegung er sich einen Lorbeerkranz flicht. Die Bourgeoisie hat ihn in den Himmel erhoben als ihren Retter von der Anarchie, und er hat ihr die gründlichsten Todesstöße versetzt, die man nur irgend ihr hätte beibringen können. Die katholische Geistlichkeit mit dem Papste an der Spitze hat ihn gefeiert wie einen zweiten Erlöser, und sieht jetzt zu spät ein, daß ihr weltlicher Einfluß und ihre weltliche Herrschaft durch ihn zu Grunde gerichtet werden. In allen Wandlungen der äußeren Politik, welche das heutige Kaiserreich schon erlitten hat, oder noch erleiden wird, scheint uns das einzig leitende Princip, dasjenige der Selbsterhaltung, welches sich auf die gerade herrschende Zeitströmung stützt; — im jetzigen Augenblicke also auf die Unabhängigkeit der Nationalitäten.

Betrachtet man aus diesem Gesichtspunkte die Politik des jetzigen Kaiserreichs nach außen hin, so erscheinen die Räthsel derselben in einfacher Weise gelöst. Ludwig Philipp, ebenfalls das Produkt einer Revolution, hatte eine ärmliche europäische Existenz fortgeschleppt, gehunzt von allen Seiten, selbst von den kleineren legitimen Fürsten, weil er nicht gewagt hatte, nach außen hin eine starke Politik zu verfolgen. Diese untergeordnete Stellung Frankreichs, weit mehr als alles Andere, war der Nagel zu seinem Sarge. Louis Napoleon schlug die entgegengesetzte Politik ein; er riß England zum Kriege mit Rußland fort und erzwang sich so mit einem gewaltigen Schlage die Anerkennung der Souveraine, die Ludwig Philipp sich

nicht zu erbetteln vermochte. Der Krimkrieg war ein reines dynastisches Duell vom Triebe der Selbsterhaltung diktirt. Es wurde beendet, so bald sein Zweck erreicht war. Ganz Europa beugte sich vor Frankreich und vor seinem Herrscher, dem man überall das Schiedsrichteramt entgegentrug. Es war zur damaligen Zeit in allen Organen der konservativen und dynastischen Parteien nur ein übereinstimmender Chorus der Anerkennung für die Regententugenden, die Weisheit, die Mäßigung des Kaisers, und die Art und Weise, wie der König von Preußen sich und seine Ehre bei dem Neuenburger Streite gänzlich in die Hände des Emporkömmlings legte, vollendete, in vielleicht ungehoffter Weise, das Begonnene.

Man hat Vergleichungspunkte mit der Politik des ältern Napoleon aufstellen wollen. Es ist uns unmöglich, dieselben zu erkennen. Man frage sich doch einmal, ob der Mann mit dem kleinen Hute sich mit einem Siege ohne Ländereroberung begnügt hätte, ob er seine Heere zurückgezogen und Frieden geschlossen hätte, ehe und bevor seine Ländergier befriedigt gewesen sei; man frage sich, ob Napoleon I. den Bundesgenossen, die Türkei, den Feind, Rußland, in ihrer Territorialbegrenzung respektirt und nicht auf irgend eine Weise von beiden Land und Leute an sich gerissen haben würde. Wir finden diesen Unterschied außerordentlich bedeutend, wir sehen in ihm den Beweis, daß bei aller Berufung auf historische Tradition, welche als ein Mittel zur Entflammung der kriegerischen Gelüste

des Volkes benutzt werden, dennoch die Politik Louis Napoleons ihre eigene Richtung verfolgt, welche sich von der frühern kaiserlichen Eroberungspolitik wesentlich unterscheidet.

Wir unterlassen es gänzlich, nach den Motiven einer solchen Politik zu fragen. Ob der Friedensschluß nach dem Krimkriege Resultat feiner Berechnung war gegenüber der ganzen Welt, oder Mangels an Einverständniß mit England; ob die drohende Erschöpfung Frankreichs, oder das Erwachen des ganzen Kontinentes in Rechnung gestellt war; ob Englands Demüthigung durch beschleunigten Friedensschluß vor Entfaltung der Kräfte des Inselreiches in der Absicht lag; — ob eine einzige oder alle diese Ursachen zusammenwirkten, es ist uns unmöglich, dieses zu enträthseln. Aber so viel wissen wir wenigstens, daß Frankreich keinen Fuß breit Landes eroberte, und daß der Onkel nach einem siegreichen Feldzuge sich mit dem magern Resultate der konstatirten Ueberlegenheit in der Kriegskunst nicht begnügt hätte.

Während so eine wesentliche Verschiedenheit von der alten napoleonischen Politik sich zeigt, sehen wir zugleich eine andere Erscheinung auftauchen, zu welcher die französische Politik der Gegenwart wesentlich beiträgt, und welcher gewiß jeder Freund der Völkeremanzipation seine Zustimmung ertheilen muß. Die rumänischen Fürstenthümer, bisher in einem nicht beneidenswerthen Zustande zwischen Rußland, Oestreich und der Türkei in der Schwebe, werden auf den Friedenskonferenzen in Paris in vorwiegende Berücksichtigung

gezogen und neu organisirt. Frankreich tritt für ihre Vereinigung, für die Herstellung einer nationalen Einheit zwischen Moldau und Walachei mit vieler Energie in die Schranken. Oestreich verhindert das Gelingen des französischen Planes. Es kommt endlich eine Uebereinkunft zwischen den Mächten zu Stande, welche die Trennung der Herzogthümer sanktionirt. Die Wahlen werden ausgeschrieben. Die beiden getrennten Wahlversammlungen der Herzogthümer wählen, gewiß auf französischen Einfluß hin, einen und denselben Mann zum Fürsten. Die Wahlversammlungen stellen so faktisch die Einheit her, welche theoretisch von den Konferenzen verworfen worden war. Die Wahlversammlungen protestiren auf diese Weise feierlich gegen die Lügenberichte der östreichischen Organe, der Allgemeinen Zeitung insbesondere, welche behauptete, daß man in den Fürstenthümern selbst nur Widerwillen gegen eine solche Vereinigung spüre. Neue Konferenzen sind berufen, um die unerwartete Schwierigkeit zu lösen. Oestreich wird bis zum letzten Federzug gegen die Vereinigung ankämpfen; Frankreich sie mit aller Energie vertreten.

Man mag auch hier wieder geheime Motive hervorsuchen so viel man will; man mag das ganze Auftreten Frankreichs für die Fürstenthümer einzig und allein darin begründet finden, daß es dem gegen die Vereinigung ankämpfenden Oestreich Verlegenheiten bereiten will; — die Thatsache ist doch wenigstens da, daß die jetzige französische Politik in dem Osten dem

Streben einer Nationalität nach Einigung gerecht geworden ist, daß sie dies Streben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt und wenigstens weit genug geführt hat, um es einst zur völligen Einigung bringen zu können. Wäre selbst eine solche Einigung nicht dem eigentlichen Sinne des französischen Kaisers entsprechend, wäre er auch im Grunde Feind einer solchen Erhebung der Nationalität, und hätte er dieselbe dort im Osten nur deshalb unterstützt, weil ihm kein anderes Mittel blieb, um sich die Sympathieen der untern Donaubevölkerung und dadurch eine Handhabe gegen Oestreich zu sichern; — so müssen wir immerhin wieder anerkennen, daß es eine eigenthümliche Laune des Schicksals ist, welche diesen Menschen zwingt, gegen seinen Willen sich als Bannerführer für die Selbstständigkeit der Nationalitäten in erste Linie zu stellen.

Ein ähnliches Verhältniß scheint mir jetzt gegenüber Italien obzuwalten. Mögen die Motive sein, welche sie wollen, die Absichten, die im Hintergrunde schlummern, noch so verwerflich; — jedenfalls ist auch hier wieder die gleiche Nothwendigkeit für den Kaiser eingetreten, nämlich die, sich der Selbstständigkeit der Nationalität in erster Linie anzunehmen und diese auf seine Fahne zu schreiben. Wir können vielleicht mit Fug und Recht bezweifeln, daß diese Selbstständigkeit sein letzter Gedanke sei; wir können annehmen, daß entweder Eroberungsgelüste, oder der Plan einer größeren, die romanischen Stämme umfassenden Konfödera-

tion als letztes Ziel in seiner Gedanken tiefem Grunde aufdämmert, so will uns immerhin bedünken, daß man dieser Politik seine Zustimmung schenken und seine Beihülfe zusagen müsse, so lange dieselbe in den Schranken der Befreiung der Nationalitäten sich hält. Ist diese Befreiung einmal durch diesen Schicksalsmenschen erfolgt, sei es nun mit seinem Willen oder gegen seinen Willen; ist einmal Italien von der Existenz als geographischer Begriff erlöst und zu derjenigen eines staatlichen Begriffes fortgeschritten, dann wird man weiter zusehen können, welche Gaben die Zukunft in ihrem Schooße birgt, und welche Haltung man zu beobachten hat.

Betrachten wir nun noch die äußere französische Politik in Beziehung zu den unmittelbaren Nachbarn, so zeigen sich darin mancherlei Züge, welche allerdings der Erwähnung werth scheinen. Als Grundzug tritt eine außerordentliche Empfindlichkeit gegen die Presse der Nachbarländer hervor. Die Napoleoniden scheinen in dieser Beziehung eine außerordentlich kitzliche Haut zu haben und eine wesentliche Beschäftigung ihrer diplomatischen Agenten sind von jeher die Reklamationen gegen Zeitungsartikel und die Bestrebungen zu Herbeiführung schärferer Maaßregelung der Presse im Ausland gewesen. Die Autoritätsidee, der Glaube an die eigne Unfehlbarkeit ist dieser ganzen napoleonischen Rage so sehr in die Haut geheilt, daß jede Kritik als ein unmittelbarer Angriff und Versuch zum Hochverrathe empfunden und beurtheilt wird. Die an-

fänglichen bis zu Drohungen sich steigernden Anforderungen an Belgien scheinen uns hauptsächlich aus dieser Quelle hervorgegangen, da sie von dem Augenblicke an aufhörten, da Belgien dem Willen seines Nachbars nachgab.

Der Schweiz gegenüber ist die kaiserliche Politik ohne Zweifel diejenige eines mächtigen Nachbars, der weiß, daß er am Ende Alles durchsetzen kann, was er will. Die Lorbeeren, welche der Selbstständigkeit der Schweiz gegenüber gepflückt wurden, haben keinen geringen Stachel in den Herzen zurückgelassen, und namentlich ist die Periode, welche dem Orsinischen Attentate folgte, in dieser Beziehung hervorzuheben. Durch dieses Attentat scheint überhaupt die früher so feste Magnetnadel der kaiserlichen Politik, die unverrückt nach einem Punkte starrte, an allen Punkten der Windrose in bedenklichem Schwanken herum geirrt zu sein. Wie ein aus der Schlaftrunkenheit plötzlich Aufgeschreckter fuhr die kaiserliche Regierung mit Armen und Beinen nach allen Seiten hin aus. Auch gegen die Schweiz wurde gestrampelt. Die Verfolgung unschuldiger Menschen in Genf, welche von dem Bundesrathe auf kaiserlichen Befehl hin durchgeführt wurde gegen arme Teufel, die weiter nichts verbrochen hatten, als Italiener zu sein; die Errichtung der Konsulate; die Paßplackereien; die unsinnigen Polizeimaaßregeln jeder Art und in letzter Linie die Verhandlungen über die Abtretung des Dappenthales haben wesentlich dazu beigetragen, in der Schweiz die Erinnerung an

die Dienste zu verwischen, welche der Kaiser im Neuenburger Handel wirklich geleistet und namentlich derjenigen Partei geleistet hat, die jetzt am heftigsten sich gegen ihn kehrt. Die Abgeordneten von Genf waren damals mit wenigen Freunden, die einzigen, welche davor warnten, die Entscheidung in diesem Konflikte bedingungslos in die Hand des mächtigen Nachbars zu legen. Die ganze übrige Schweiz trug in ihren Stimmführern keinen Sinn für staatliche Würde und bedachte nicht, daß man später Gegenleistungen von ihr fordern könne. Wir sind noch immer fest überzeugt, daß die französische Politik der Schweiz gegenüber seit einem Jahre in durchaus anderer Weise sich gehalten haben würde, wenn die politischen Organe der Eidgenossenschaft, Bundesversammlung wie Bundesrath und Gesandtschaft, auch selbst eine würdige Politik befolgt hätten. Vieles erklärt sich daraus, daß von der Schweiz her von einzelnen Männern die Initiative zu Dingen ergriffen wurde, welche man dann später als der Eidgenossenschaft aufgedrungen darstellen wollte. Es ist bis jetzt noch unwidersprochen, was mit voller Zuversicht behauptet und in Broschüren und Zeitungen gesagt wurde, daß von einigen schweizerischen Staatsmännern die Abtretung des Dappenthales als Gegenleistung gegen die Konzession einer Eisenbahn von Jougne nach Lausanne angeboten wurde, und ein gründlich unterrichteter schweizerischer Staatsmann sagte uns noch kürzlich: „Hätte ich die Aktenstücke nicht mit eigenen Augen gesehen, so würde ich niemals geglaubt haben,

daß die Eisenbahnen auch in dieser Angelegenheit eine wichtige Rolle gespielt haben."

Vergleicht man die kaiserliche Politik der Schweiz gegenüber mit derjenigen Louis Philipps, so unterliegt es keinem Zweifel, daß man sich, vom rein schweizerischen Standtpunkte aus, der Aenderung nur im höchsten Grade freuen kann. Der Orleanismus war der erklärte Feind der Schweiz. Von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung an hörten die Händel nicht auf, die sich bis zu Kriegsdrohungen, Grenzsperren und endlich unmittelbar vor der Februarrevolution bis zu einer förmlichen, französisch-östreichischen Verschwörung gegen die Schweiz steigerten, die deren Existenz selbst in Frage gestellt haben würde, wenn Guizot und Metternich die Zügel in den Händen behalten hätten. Die Conseil-Geschichte, der Aymar'sche Kriegsspektakel, die Einmischung in den Sonderbund und die Rundreise des Generals Radowitz sind wahrlich Vorgänge der Art, daß die kaiserlichen Plackereien völlig dagegen verschwinden.

Bei der Betrachtung **Oestreichs** und seiner Verhältnisse haben wir vor allen Dingen uns zu fragen: ist Oestreich wirklich eine deutsche Großmacht, die ihre Interessen wesentlich in Deutschland findet, oder ist es nicht vielmehr eine außerdeutsche Macht, die nur einen halben Fuß in Deutschland hat? Zahlen

reden hier besser als Worte. 37,000,000 Menschen, darunter 17,000,000 Slaven, 8,000,000 Deutsche, 6,000,000 Ungarn und beinahe 6,000,000 Italiener, ist das ein deutscher Staat? eine deutsche Bevölkerung? Sind da vorwiegende deutsche Interessen? Nur die platteste Bornirtheit, nur erkaufte und bezahlte Federn können so etwas behaupten. Oestreich, „der Fluch der Nationen", ist, wie eine neulich erschienene Broschüre *) mit vollkommenem Rechte sagt: „ein Staat, der jeder natürlichen Bildung als Ganzes ermangelt; ein Konglomerat der verschiedensten Länder und Bruchtheile von Ländern; jeder natürlichen schützenden Grenze nach Außen völlig entbehrend, von den natürlichen Grenzen dagegen in seinem Innern durchzogen und getrennt; ohne nennenswerthe Entwicklung, ja, wenn wir von dem unter den obwaltenden Verhältnissen fast werthlosen dalmatischen Littorale, und sodann besonders von den eben streitigen italienischen Besitzungen absehen, trotz seiner Größe fast ohne alle Küstenentwicklung, und nicht einmal im Besitze der Mündung eines einzigen seiner Ströme; ein bloßes Gemenge, nicht sowohl von Nationen, als vielmehr von Bruchtheilen der verschiedensten Völker, die naturgemäß niemals zusammen gehören, die nicht zusammen passen, die auch nicht (wie die Schweizer) durch ein gleiches Interesse vereinigt sind; sondern die sich vielmehr innerlich durchaus widerstreben und hassen,

*) Italien von F. K. Broch. Zürich bei Meyer und Zeller. 1859.

die nur durch Gewalt zusammen gehalten werden, in denen aber seit längerer Zeit das Bewußtsein ihrer Nationalitäten und das Gefühl der Nothwendigkeit einer Aenderung gleichfalls aufzutauchen begonnen hat!"

Seit dem Verlöschen der letzten Revolution hat man sich alle mögliche Mühe gegeben, der Welt glauben zu machen, daß das alte Oestreich in Flammen aufgegangen und verjüngt als Phönix mit dem jugendlichen Kaiser an der Spitze aus der Asche erstanden sei. Verwaltung, Justiz und Polizeiwesen, Politik nach außen und Tendenzen nach innen, Alles sei anders geworden, Alles umgestaltet; — ja, wenn man den begeisterten Artikeln des Hrn. Hermann Orges, des für das östreichische Hauptquartier in der Lombardei als Berichterstatter bestellten Redaktors der Allgemeinen Zeitung, Glauben schenken müßte, so wären die Paar Nußschalen, die im adriatischen Meere sich herumschleppen, der vielversprechende Anfang einer gewaltigen Seemacht, welche nächstens der englischen beinahe die Waage halten könnte. Jahre hat man benutzt, um mit trügerischem Pflaster die Schäden zu decken, welche sich tief in Oestreichs Staatskörper eingefressen haben, und die jetzt bei der drohenden Kriegsgefahr mit offener Scheußlichkeit zu Tage treten. Man hat uns von den blühenden Finanzen gesprochen, und jetzt, wo man Eisenbahnen, Bergwerke, Hemd und Rock veräußert und sich völlig aller Hülfsmittel entblößt hat, jetzt, wo man mitten im Frieden jährlich über 50 Millionen

Defizit hat, und fast die gesammten Staatseinnahmen einzig und allein auf die Unterhaltung der Armee verwendet werden müssen, jetzt, wo man sogar zu einer Geldumwandlung hat greifen müssen, um einige Kreuzer abzuzwacken, jetzt tritt das überraschende Resultat hervor, daß sogar Rothschild, der doch östreichischer General-Konsul ist, die neue Anleihe nicht fest, sondern nur in Kommission nehmen will, und daß er trotz des niedrigen Ansatzpreises und der hohen Kommission statt 150 Millionen nur 25 placiren konnte und in England vollständiges Fiasco machte. Die Allgemeine Zeitung hat sich in vielen Artikeln bemüht, die bedrängte Finanzlage Piemonts und die stets zunehmende Schuldenmasse Frankreichs darzulegen. Wir wollen daran nichts, weder ab noch zu thun, wir wollen glauben, daß Frankreich erschöpft sei und Piemont, wie ein Freund sich ausdrückte, „am Rande des Bettelstabes wandele"; — ändert das die Finanzlage Oestreichs? Wenn drei Bankerontteure sich gegenseitig durchprügeln, werden dadurch ihre Schulden gedeckt? Aber das können wir noch fragen, ob denn Oestreich heute im Stande wäre, zu thun, was Piemont jetzt thut und Frankreich im Krimkriege gethan hat, nämlich eine Volksanleihe auszuschreiben. Die piemontesische Anleihe ist in wenigen Tagen gedeckt worden, und Oestreich selbst hat durch die Bevölkerung seiner italienischen Provinzen keinen geringen Antheil an dieser Deckung genommen. Man sehe doch zu, wie viele Millionen Oestreich im eigenen Lande finden

würde, und wie viele Batzen aus anderen Ländern ihm zuströmen würden, wenn es eine Volksanleihe aufnehmen wollte. Vor einigen Jahren versuchte der Staat eine wahrhafte freiwillige Zwangsanleihe; Gutsbesitzer, Beamte und Kapitalisten, Alles, was nicht geradezu insolvent war, mußte je nach Vermögen und Einnahme beitragen; mit allen möglichen Mitteln wurde Geld zusammengescharrt, und dennoch konnte man nicht die Hälfte der Summe aufbringen, die man nöthig hatte. Es ist nachgewiesen worden, daß die Einwechselung des Papiergeldes, die als Beweis des hohen Standes der östreichischen Finanzen ausposaunt wurde, eine rein illusorische Maaßregel ist, über deren Tragweite kein Mensch sich täuschen kann, obgleich sie nur auf Täuschung berechnet war. Ist das eine Einwechslung, wo man nur während zwei Stunden täglich kleine Summen einwechseln kann, größere Summen aber mehrere Tage vorher anmelden und zwar mit Angabe des Namens anmelden muß? Begreiflicher Weise macht kein Mensch in Anbetracht der nachfolgenden Maaßregelung und Verdächtigkeitsnotirung als Uebelwollender von einem solchen Blendwerk Gebrauch. Als Napoleon I. einst die englische Bank zu sprengen suchte, half sich diese, während eines Tages, dadurch, daß sie die Summen zählte und nicht wägte, wie man bisher zu thun gewohnt war. Die östreichische Staatskasse findet sich 365 Tage im Jahre in gleicher, ja noch weit schlimmerer Lage! So tritt uns denn der Kaiserstaat entgegen in voll-

ständiger Abnutzung seiner finanziellen Kräfte an dem Rande eines Bankerotts, zu dem er jedenfalls bei längerer Kriegsdauer, wie er schon früher einmal gethan, seine Zuflucht nehmen wird. Wohlunterrichtete Finanzmänner schreiben sogar aus Wien, daß die höchsten Regierungskreise nur deshalb offen zum Kriege drängten, weil er den einzig möglichen Vorwand zu einem nicht allzu anrüchigen Bankerutte geben würde.

Was die innere Verwaltung betrifft, so wird kein Mensch uns mehr glauben machen wollen, daß darin Ersprießliches geleistet worden sei. Selbst die feilsten Organe der östreichischen Regierung erkennen dies jetzt an; selbst halboffizielle Korrespondenzen müssen es zugestehen, daß die Lobpreisungen hierüber eitel Wind gewesen seien. In der Allgemeinen Zeitung vom 27. Februar sagte einer dieser offiziösen Korrespondenten aus Wien: „Wir beklagen sicher tief, daß die östreichische Regierung den innern Staatsbau als einen Torso läßt, die Landesvertretungen nicht organisirt, daher auch eine Zentralvertretung unmöglich macht; wir glauben, daß das Abweichen von den Stadion'schen und Schwarzenberg'schen Ideen auch in manchen Regierungskreisen nicht minder tief bedauert wird. Das ist ein Nachtheil unserer Lage, aber er vermindert um nichts unser Recht; er entzieht uns die Mittel, unsern Patriotismus vom erhöhten Standpunkte auszusprechen, aber er berührt die Frage nicht, um die es sich gegenwärtig handelt. Liberal oder nicht liberal, konstitutionell oder nicht konstitutionell, föderativ oder zen-

tralistisch, darauf kommt es jetzt nicht an. Es handelt sich jetzt nicht um Versuche, durch eine Wendung in der äußern Politik einer freiern Entwickelung im Innern des Landes Bahn zu brechen, nicht um die innere Organisation unseres Staatskörpers, — um die Integrität und um die unbefleckte Ehre unseres Vaterlandes handelt es sich;" und in der Nummer vom 21. Februar: „Wir wünschten sehr, uns einer gleichen Beruhigung rücksichtlich der Organisation unserer innern Zustände hingeben zu dürfen. Ihre Basis ist das kaiserliche Patent vom 31. Dezember 1851, sie ist es, an der wir festhalten. Aber wir müssen immer wieder die Frage erheben: was ist von ihren Bestimmungen ausgeführt? Unsere Justizgesetzgebung ist durch theilweise Umbildung ein weder dem alten noch dem modernen Prinzip entsprechendes Zwitterding geworden, sie erfreut sich nicht einmal des Ansehens mehr, das unsere vormärzlichen Gesetze mit Recht genossen. Die Provisorien und die halben Maaßregeln haben ihre Fundamente erschüttert. In der Frage der Landesvertretungen, der Regelung der konfessionellen Verhältnisse, im Munizipalwesen, in der Handels- und Gewerbsgesetzgebung ist alles noch in der Schwebe. Wir erblicken eine wirkliche Gefahr für Oestreich, nicht in der äußern, sondern in der innern Lage."

Bedarf es weiteren Zeugnisses?

Das hier erwähnte Patent ist es, welches das innere Zerwürfniß des östreichischen Kaiserstaates noch

vergrößert hat, indem es die verschiedenen Nationalitäten, die früher noch wenigstens eines gewissen gesonderten Scheinlebens genossen hatten, mit der eisernen Faust der siegenden Reaktion zusammenpackt. In der Betäubung, welche der Revolution folgte, konnte dies ohne bedeutenden Widerstand geschehen. Jetzt aber, wo Tschechen, Polen, Ungarn und Südslaven sich überall von dem Joch des Gesammtstaates wund gerieben fühlen, jetzt schwillt die Unzufriedenheit in immer höherem Maaße an und bietet dem Feinde, der sie zu benutzen versteht, die gefährlichsten Mängel in der Rüstung. Kann man irgend glauben, daß die östlichen Provinzen, daß Ungarn, daß Slavonien dem Kaiserstaate bedeutende Quellen der Kraft darbieten könnten, wenn die Nothwendigkeiten des Krieges den Gegner zu dem Entschlusse führen würden, die Unzufriedenen mit Geld, Waffen und Munition, ja selbst mit einer gewissen Truppenmacht zu unterstützen? In Croatien wurde ein Regiment, das nicht marschiren wollte, decimirt; in Piemont mehren sich die östreichischen Deserteure täglich — ist das ein Zeichen der Begeisterung für den Gesammtstaat? bedarf es bei solchen Zeichen der Auflösung mehr als geschickter Nachhülfe, um den ganzen Kaiserstaat in Verfall zu bringen? Wenn Frankreich in dieser Beziehung geschlossen da steht, und, welcher Art auch seine Regierung sein möge, dennoch in keinem Falle irgend wo in seinem Innern eine mit dem Auslande harmoni-

rende Empörung sich zeigen würde, so kann man von Oestreich im Gegentheil keck behaupten, daß in jeder seiner außerdeutschen Provinzen der Keim einer, die Existenz des Staates selbst bedrohenden Empörung verborgen liegt, und daß dieser Keim nur des befruchtenden Regens wartet, um mit tausend Sprossen aus dem Boden hervorzuschießen.

Nicht von der Hebung und Kräftigung der Völker und Nationalitäten, sondern von ihrer Unterdrückung hat die habsburgische Hausmacht stets und immerfort gelebt; in der Unterdrückung der Einen durch die Andern hat sie stets ein unheilvolles Spiel mit Schlauheit und Erfolg durchgeführt, und in der Wahl der Mittel ist sie stets eben so rücksichtslos gewesen für Erreichung ihrer Zwecke, als der Bonapartismus für die seinigen. Um Lambessa oder Mantua und Spielberg, um die trockene Guillotine von Cayenne, oder den Galgen, an den man die ungarischen Generale knüpfte, drehen wir die Hand nicht um. Es ist Beides gleich verabscheuungswürdig. Keiner der Gegner gibt hier dem andern etwas heraus — Sicherheitsgesetz und Belagerungszustand dürfen als Brüder sich die Hand reichen.

Diese Mißachtung der Nationalitäten, diese gänzliche Vernichtung ihrer Selbstständigkeit zwingt Oestreich fortwährend, seine eigenen Kräfte bis zu ihren Wurzeln hin zu verzehren. Es muß dieses Heer haben, das die Finanzen vollständig verschlingt; es muß diese Abenteuerer aus aller Herren Länder anziehen,

die ihm dieses vaterlandslose Heer kommandiren, *) das schon nicht einmal mehr östreichisch, sondern nur kaiserlich-königlich ist. Man hat niemals ein wahreres Wort gesprochen, als das, daß Oestreich in dem Lager Radetzky's gewesen sei. Auch jetzt ist es nur in dem Lager der Armee, nirgend anders, in einem permanenten Kriegszustand gegen seine eigenen Völker, in einer beständigen Occupation seiner eigenen Länder.

Alle östreichisch-bairischen, alle ultramontanen und reaktionären Geigen sind jetzt auf den Grundton des deutschen Oestreichs gestimmt. Es überrascht uns dies nicht im mindesten. Die deutsche Gesinnung, die deutsche Abstammung, die deutsche Bundesgenossenschaft, der deutsche Beruf Oestreichs, das sind so etwa die Schlagworte, zu denen Habsburg stets seine Zuflucht nahm, sobald ihm eine Gefahr für seine außerdeutschen Provinzen erwuchs. Dann wurde um dasselbe Deutschland gebuhlt, das man sonst selbst in den Koth trat oder in den Koth treten ließ. Oestreich hat von jeher lange zum Voraus die Stimmung vorzubereiten gesucht, die es gerade in der nächsten Zukunft auszubeuten gedachte. Vor mehr als einem Jahre schon schrieb mir ein wohlunterrichteter Freund aus Wien: „Man ist jetzt in ganz Deutsch-

*) Haynau, Frimont, Bellegarde, Zobel, Ficquelmont, Henzi, d'Aspre, Nugent, Wallmoden, Culoz, Dahlrup, Schönhals, Prinz Eugen, Markgraf von Baden, Hohenzollern, Hohenlohe, Hessen, Reuß, Koburg, Homburg, Stollberg — wer nennt die Namen?

land nicht so gut deutsch gesinnt, als in den hiesigen höhern Kreisen. Die deutsche Einheit ist ein Axiom, welches fast das tägliche Gespräch bildet. Wie man aber darüber denkt, läßt sich am besten aus einer neulichen Aeußerung Metternichs entnehmen, welche ich verbürge. „Ich hätte die Zusammenberufung eines deutschen Parlaments nie zugegeben," sagte der greise Staatsmann, „ich würde bis auf den letzten Mann dagegen gekämpft haben — wie man aber, nachdem man es berufen und ihm die verfassunggebende Autorität verliehen, sein Werk, die Reichsverfassung zu ignoriren und darüber hinwegzugehen meinen kann, begreife ich nicht."

Und seit dieser Zeit hat Regierungsrath Weil von den weiland konstitutionellen Jahrbüchern aus Stuttgart, der als Schwabe an der Spitze der spezifisch östreichischen Preßangelegenheiten steht, sich alle erdenkliche Mühe gegeben, um durch bezahlte Federn des In- und Auslandes die deutsche Politik Östreichs im vollen Glanze schimmern zu lassen und dem deutschen Volke zu Gemüthe zu führen, daß es für Oestreich Geld geben und Blut lassen müsse. Und jetzt, wo die Gefahr näher rückt, bietet das diplomatische Agentenheer Oestreichs an allen größeren und kleineren Höfen Deutschlands ebenso jede nur erdenkliche Mühe auf, um die deutschen Regierungen zu bewegen, in's Geheim die Kriegsbereitschaft zu beschließen, die Kassen zu füllen und die Truppen marschfertig zu halten. Graf Buol, als Prototyp eines ächten deutschen Mannes,

sucht um Hülfe nach bei den Höfen, durch Zirkulare, die den rein deutschen Charakter Oestreichs so eckig in die Welt hineinstellen, als ob der Kaiserstaat gar keine außerdeutschen Provinzen und Interessen hätte. Aber worauf soll sich denn diese deutsche Gesinnung gründen? Worauf stützt sich denn Oestreich, um nicht an Deutschland, an seinem Patriotismus, seiner Energie, Klugheit und Vorsicht zu zweifeln? Worauf stützt es sich, um jetzt an alle diese hohen und glänzenden Tugenden des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu appelliren und vertrauensvoll die Antwort seiner hohen und erhabenen Verbündeten zu erwarten, wie sich Graf Buol in seiner Zirkulardepesche vom 5. Februar d. J. ausdrückt? Etwa auf sein Verhalten im Bundestage vor der Revolution von 1848? Auf seine Verdienste um die Mainzer Untersuchungskommission? Auf die Karlsbader Beschlüsse? Auf all' das unsägliche Elend, das es über Deutschland herein geführt hat, indem es den kleineren deutschen Regierungen Kraft lieh, jedes, auch das geringste Streben nach Einheit und Freiheit in den Kerker zu werfen, die Presse zu knebeln, die Volksvertretungen unnütz zu machen und überall Stamm gegen Stamm, Volk gegen Volk, Regierung gegen Regierung zu hetzen? Oder stützt sich bei solcher Berufung Oestreich auf das Verhalten während der Revolution? Auf jene Zeit, wo es durch seine Organe jeden Versuch zur Einigung Deutschlands scheitern machte, die alte Zwietracht anblies, seine eigene, deutsch gesinnte Hauptstadt durch Croaten verwüsten ließ und

es endlich dahin brachte, daß statt der Einigung ein Zwiespalt hervorging, größer als vorher, und daß keine andere Errungenschaft übrig blieb für Gesammtdeutschland, als der alte Fluch des Bundestages? Oder stützt es sich bei seiner Anrufung der Einheit und des Nationalgefühles Deutschlands auf sein Verhalten nach der Revolution? Auf sein Benehmen in der nationalen Sache Schleswig-Holsteins? Auf seine Bundesgenossenschaft mit dem Könige von Dänemark? Auf seinen Feldzug nach Holstein und auf die Schlacht von Bronnzell? Liegt darin der deutsche Sinn, den Oestreich stets bewährt hat? Oder ist nicht die ganze deutsche Geschichte Oestreichs eine Kette von Frevelthaten gegen Deutschlands Einheit, Ehre, Würde, Sicherheit, Freiheit, Macht und Größe?

Was aber Jung-Oestreich noch ganz besonders auszeichnet, was ihm einen spezifischen Stempel aufdrückt, der völlig jedes Zutrauen zu dieser Macht in seiner Wurzel zerstören muß, das ist die Abschließung und Durchführung jenes Konkordates, womit der Staat zu den Füßen, nicht der katholischen Kirche, sondern der ultramontanen Partei gelegt ist, womit die Gewissensfreiheit in Oestreich vernichtet und dem empörendsten Glaubenszwange Thür und Thor geöffnet und die Erziehung sowie der Unterricht der Jugend einzig und allein in die Hände der Pfaffenpartei gelegt wurde. Seit dieser Zeit hat jene finstere Partei in allen Ecken der zivilisirten Welt auf's Neue ihr Haupt erhoben. Seit dieser Zeit haben sich unerhörte Ansprüche auf's

Neue überall geltend gemacht und die Zivilisation nicht nur eines einzelnen Staates, sondern der ganzen Welt auf's Neue einen mächtigen Feind erstehen sehen, gegen dessen großartige Hülfsmittel sie nur mit Anstrengung der äußersten Kräfte sich behaupten kann. Und für die Fortdauer eines solchen Werkes soll Deutschland einstehen? Deutschland, dessen einziges Palladium gegen gänzliches Versinken bisher noch das Recht der freien Forschung war, dieses Deutschland soll Gut und Blut dafür opfern, damit Oestreich erhalten und nach dem Siege durch Oestreichs Einfluß ihm auch noch dies letzte Schild der Glaubens- und Gewissensfreiheit und der freien Forschung geraubt werde? Lieber wahrlich wollten wir eine zweite Periode der nationalen Demüthigung durchmachen! Aus einer solchen kann und wird uns der freie Aufschwung des Volksgeistes, den die freie Forschung genährt und die Glaubensfreiheit gekräftigt hat, ebenso gewiß wieder erretten, als er es vor einem Menschenalter gethan hat; lieber wollten wir eine zweite solche Periode durchmachen, als unsere Kräfte dafür aufwenden, daß das schleichende Gift des Konkordates tropfenweise in die Adern des übrigen Deutschlands gegossen werde, das nur Faulfieber und schwarzen Tod im Gefolge führen kann! Aus der Versumpfung dieses Konkordates, das den kulturfähigen Boden durchsäuert, für edle Pflanzen untauglich macht und nur Sumpfkräutern und Schimmelgewächsen eine Stätte gewährt, aus dieser Versumpfung rettet keine Macht, sobald sie einmal überhand genommen hat. Gewiß,

tausendmal lieber eine augenblickliche Zeit nationaler Demüthigung unter deren erstickender Decke der heilige Zorn des Volkes schwellen kann, als dies.

Wir brauchen über die östreichische Verwaltung der auswärtigen Provinzen nicht viel Worte zu verlieren. Man mag hundertmal das östreichische Gouvernement im Lombardisch-Venetianischen Königreiche loben, man mag nachweisen, daß es das beste sei auf der ganzen Halbinsel, Piemont selbst nicht ausgenommen; daß die italienischen Unterthanen des Kaisers sogar verhätschelt und den übrigen vorgezogen seien, so wird dies Alles an dem Stande der Frage auch nicht das Mindeste ändern. Ja, wenn, wie man zu sagen pflegt, unser Herrgott selber vom Himmel auf die Erde käme, um in östreichischer Uniform die Lombardei zu regieren, und wenn er mit Wohlthaten dieses Volk überschüttete, er würde dennoch auf das Gründlichste verhaßt und seine Regierung ganz denselben Angriffen ausgesetzt sein, wie jetzt die östreichische. Wie auch dieser Haß erzeugt sein mag, ob er nur der Ausdruck des Widerstandes des nationalen Selbstgefühles gegen die Jahrhunderte andauernde Unterdrückung der Italiener durch die Germanen ist; ob er in jüngeren Erinnerungen wurzelt, in der Erinnerung an die Proklamation des Erzherzogs Johann vom Jahre 1809, wo er den Italienern Freiheit und nationale Unabhängigkeit verhieß, oder an die Proklamationen und Verfassungen von Nugent im Jahr 1813; ob er ein Raçevorurtheil ist, hervorgegangen aus der Selbstüberhebung der Ita-

tiener und der Geringschätzung ihrer Unterdrückung, alles dies ist vollständig gleichgültig. Dieser stete Widerstand, diese unablässige Opposition, welche der östreichischen Regierung nicht Rast noch Ruhe läßt, diese steten Verschwörungen, die bald hier, bald dort aufflammen, sie sind nicht das Werk eines einzelnen Verschwörers oder einiger weniger Unzufriedenen, sie sind im Gegentheile der Ausdruck jenes tiefen Hasses, der in dem Volke fortwühlt, und der nicht eher Ruhe findet, als bis seine Ursache, die Regierung durch die Fremden, die östreichische Herrschaft, aufgehoben ist. Mazzini darf heute auf die eine oder die andere Art von dem Schauplatze verschwinden und morgen erstehen ihm ein Dutzend Nachfolger, die sich stets wieder aus den „wohlregierten" Ebenen der Lombardei rekrutiren.

Ungarn steht in demselben Verhältnisse, wie die Lombardei. 6 Millionen einer durch und durch kriegerischen, ritterlichen Nation, die Jahrhunderte lang ihre Selbstständigkeit bewahrt hat, lassen sich nicht durch einen Federzug in die allgemeine Rubrik eines kaiserlich-königlichen Unterthans werfen. Von allen Seiten abgeschlossen, nirgends in direkter Berührung mit der zivilisirten Welt oder dem Meere zeigt Ungarn in seinem politischen Widerstandsleben nicht sowohl wie Italien beständige Zuckungen, sondern nur einzelne, aber um so kräftigere Ausbrüche, die jedesmal die Monarchie an den Rand des Verderbens bringen, und gegen welche die kaiserliche Regierung nie hinlänglich gerüstet sein kann. Bis jetzt sind freilich die Ungarn

stets sich selber überlassen geblieben; Waffen, Munition und Geld mußten sie aus dem eignen Boden stampfen; aber man lasse einmal eine jener Kombinationen eintreten, auf welche wir oben hindeuteten, man lasse einmal Rußland ein Interesse daran finden, die Revolutionspartei Ungarns zu unterstützen, und man wird mit Erstaunen gewahren, mit welcher Kraft die ungarische Nation wieder auf ihre Füße springt.

Werfen wir noch einen Blick auf Oestreichs Verhalten nach außen hin. Es war zur Zeit ein Schlagwort, das auf's Neue wieder auftaucht, Oestreich sei bestimmt, die Kultur nach Osten zu tragen, die Donau dem deutschen Verkehre wieder zu geben, vielleicht gar den ganzen Orient germanisch zu zivilisiren. Ist von dieser Aufgabe auch nur ein Stück erfüllt? Haben nicht die Konferenzen fast bis zur Kriegsdrohung gehen müssen, um die freie Donauschifffahrt wenigstens auf dem Papiere festzustellen und den alleinigen Händen der Russen zu entreißen, welche die Mündungen dieses östreichischen Flusses im Interesse ihrer Getreideländer in der Ukraine versanden ließen? Konnte zur Verwirklichung des östlichen Programmes Oestreichs ein anderer vernünftiger Weg gefunden werden, als derjenige der Kräftigung und Stärkung der Nationalitäten, welche ihre Ufer bewohnen und ihres gemeinsamen Heranziehens zu allmälig stets festerer Verbindung, zu einem gemeinsamen Bunde der materiellen Interessen, denen die geistigen auf dem Fuße nachgefolgt wären? Wer mehr als Oestreich war berufen,

den Fürstenthümern Schutz und Schirm zu sein gegen russischen Einmarsch und russische Unterdrückung? Wäre es wahr, was die deutschen Professoren faseln, daß Oestreich diesen Beruf wirklich habe und auch fühle, so hätte es unmittelbar Frankreich und England sich anschließen müssen und auf diese Weise seinen Einfluß an die Stelle des französisch-englischen setzen müssen. Statt dessen ist Oestreich der Hort jeden Zwiespaltes im Osten, und sein ganzes Bestreben, das es bis jetzt bethätigt hat, läuft einzig darauf hinaus, die östlichen Völkerschaften hinreichend in sich selbst zu beschäftigen, damit sie verhindert seien, mit den östreichischen Provinzen in Wechselwirkung irgend einer Art zu treten.

In dem nichtöstreichischen Italien war Oestreich nur der Gewaltscherge, der die haltlosen kleineren Regierungen stützte, dessen Bajonette bei jedem Anlasse bereit waren, einerlei ob mit Recht oder Unrecht, ob mit oder ohne Vorwand, sich dem Volke entgegenzustellen und Unterdrückung zu üben. Faktisch war ihm ganz Italien unterworfen, und es hatte beständig alle Hände voll zu thun, um bald hier bald dort einen Krater der Revolution zu schließen, der sich an der Oberfläche öffnete. Vom dynastisch-östreichischen Standpunkte aus betrachtet war diese Stellung ganz gewiß eine Nothwendigkeit. Ließ es die Flammen in dem übrigen Italien ausbrechen, so war sein Besitzstand in der Lombardei gefährdet. Um diesen erhalten zu können, war es nöthig, im übrigen Italien den Büttel zu spielen, und um diesen spielen zu können, mußte es

wieder in der Lombardei eine jede Regung des Volkes mit eiserner Faust niederhalten.

Niemand kann zweien Herren dienen. Oestreich aber gar, meint man naiver Weise, solle dreien Herren sich ganz widmen, Deutschland, Italien und dem Osten. Ist es in seinem italienischen Besitzthume bedroht, so schreit es: „Zu Hülfe! ich bin eine rein deutsche Macht.“ Wankt seine Stellung im Osten, so ruft es: „Her zu mir, sonst bricht die Revolution in Italien und Deutschland aus!“ Soll es mit seiner Macht, seinem diplomatischen Gewichte, seinem Ansehen eine deutsche Sache unterstützen, so hat es in Osten und in Italien zu thun; — soll es im Osten die Interessen Deutschlands fördern, so bindet ihm Italien die Hände. Es ist in der Politik, was der Herr Vielgeschrei in der Holbeinischen Komödie, der stets unendlich viel zu thun hat mit dem, was er nicht thun sollte und niemals Zeit hat zu thun, was nöthig wäre. Es drängt aber dieser unselige Schwebezustand nothwendig zu Verfolgung einer abgeschlossenen Hauspolitik, welche in keiner Weise großartige Gesichtspunkte erfassen, sondern einzig und allein in kleineren Gesichtskreisen sich bewegen muß, die stets nur darauf abzielen, in ängstlicher Weise die Herrschaft des Kaiserhauses zu erhalten und um's Himmels Willen jede Volksregung niederzuhalten und zu unterdrücken.

Nur einen besondern Punkt wollen wir hier noch in's Auge fassen. Er betrifft die Achtung der Verträge, wie sie jetzt von allen Seiten als das Pal-

Phantom der europäischen Zustände gepriesen werden. In seiner Zirkularnote an die deutschen Staaten hat Graf Buol ganz besonders darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die östreichische Regierung die „Heiligkeit der Verträge" achte, welche den jetzigen europäischen Territorialbestand feststellen, und wie es auf diese sich berufe, um auch in der jetzigen Krisis die Achtung des übrigen Europa für dieselben wach zu rufen und dasselbe aufzumuntern, mit Oestreich für diese Verträge einzustehen. Es ist sonderbar, eine solche Sprache im dem Munde der einzigen Regierung zu vernehmen, die bis jetzt in frecher Weise die Verträge gebrochen hat. Von allen andern sind sie bis jetzt respektirt worden, nur Oestreich hat sie gebrochen, indem es mitten im Frieden, ohne Ursache, seine frevelnde Hand gegen die durch diese Verträge garantirte Republik Krakau ausstreckte und dieselbe dem Kaiserstaate ohne Weiteres einverleibte. Frankreich und England machten freilich nur schwache Vorstellungen gegen diese Gewaltthat, allein eine Gewaltthat blieb sie nichts destoweniger, und wenn die Verträge gebrochen werden sollten, so ist es wohl recht und billig, daß die politische Nemesis denjenigen gründlich ereilt, der zuerst an denselben gerüttelt hat.

Es bleibt uns nur noch übrig, zur Charakteristik der östreichischen auswärtigen Politik überhaupt einen Blick auf das Verhältniß zur Schweiz zu werfen. Um dieses zu charakterisiren, beschränke ich mich darauf, durch einen Auszug aus einer politischen Kannegießerei,

welche in der Berner Zeitung vom 26. Februar erschien, diejenige Stimmung zu belegen, welche unter der großen Mehrheit des Schweizervolkes, denn diese Mehrheit ist liberal, offenbar herrscht.

A.: Du meinst Ungarn?

B.: Nicht Ungarn, nicht den Verrath an der deutschen Nation im Jahre 1848, nicht die Ermordung Blums, nicht seine Unterstützung des Sonderbundes, nicht seine barbarische Austreibung der Tessiner, nicht seine Feindschaft gegen das liberale Piemont, nicht die Knechtung der Lombardei — das Alles sind üble Thaten, aber die schwärzesten nicht.

A.: Nun?

B: Weißt du, wer Schuld ist, daß der Ultramontanismus an allen Enden und Ecken wieder sein Haupt erhebt, und so keck wird, wie er es seit mehr denn einem Jahrhundert nicht mehr gewesen? wer Schuld ist, daß dieses System des Mittelalters mit allen seinen Nebeln und giftigen Dünsten in Europa wieder heraufzieht? wer diesen Feind geistiger Freiheit wieder hervorgerufen und heraufbeschworen hat? — Niemand anders, sage ich dir, als der Oestreicher? Uebrigens handelt es sich darum, die Sachlage zu nehmen, wie sie jetzt ist. Da hast du auf der einen Seite das liberale Piemont, welches sich mit unerhörten Anstrengungen sowohl gegen die erdrückende Fremdherrschaft Oestreichs, als gegen die Anmaaßungen der römischen Hierarchie wehrt, mit ihm verbunden Frankreich, welches das Joch der Lombardei lüften

und das romverkaufte Oestreich in seiner Macht und seinem Einflusse eindämmen will, und auf der andern Seite eben jenes Oestreich, daß der Richtung und den Institutionen Piemonts auf alle erdenkliche Weise zusetzt, in brutaler Bedrückung seinesgleichen in Europa nicht hat, das die katholischen Kantone in den Sonderbund hetzte, einiger Kapuziner wegen Hunderte schweizerischer Familien mitten im Winter aus der Lombardei verjagte, im Neuenburger Handel unbedingt gegen uns war, gegen das liberale Tessin, das liberale St. Gallen, das ultramontane Feuer schürt und der liberalen Schweiz überhaupt, wo es kann, Pfähle in's Fleisch jagt, das schließlich durch sein Konkordat die glimmenden Kohlen der römischen Herrschsucht und Anmaaßung wieder zu einem mächtig auflodernden Feuer angefacht hat, welches Frieden und Freiheit unseres schweizerischen Vaterlandes im höchsten Grade gefährdet und die Staaten Europas mit mittelalterlichen Zuständen bedroht, — und du, ein alter Freischärler, ein geschworner Feind ultramontanen Pfaffenregiments, könntest, wenn es zum Kampf kommen sollte, Oestreich etwas Anderes wünschen, als blutige Niederlage? Das ist unmöglich.

II.

Die brennenden Fragen und die kleineren Staaten.

Die Frage der **Donaufürstenthümer**, der Moldau und Wallachei ist jetzt auf's Neue in den Vordergrund getreten und soll in diesem Augenblicke durch erneute Konferenzen in Paris eine nachträgliche Lösung erhalten. Die Diplomatie hat sich bei diesem Anlasse auf's Neue als das gezeigt, was sie wirklich ist: als eine Federfuchserei im höheren Style, total unfähig, die Bedürfnisse der Völker zu begreifen, und vollständig außer Stande, diejenigen Ereignisse vorzusehen, welche aus dem eigenen Geiste der Völker entspringen. Guizot bemerkt irgendwo in seinen Memoiren, die Diplomaten von Handwerk bildeten in der europäischen Gesellschaft eine eigene abgeschlossene Kaste, die ihre ganz spezifischen Grundsätze, Sitten, Einsichten und Begriffe besitze, und die mitten unter den Mißhelligkeiten und oft selbst Feindseligkeiten der Staaten, die sie vertreten, eine dauernde Ruhe und Einigkeit zeigen. Daß einer solchen Schicht von Menschen, welche geglättetem Oele gleich über den Wogen des

Staats- und Völkerlebens schwimmen, der Begriff eines nationalen Bedürfnisses gar nicht beigebracht werden könne, liegt auf flacher Hand. Die Diplomaten haben eben ihre eigenen Ansichten und Einsichten, die mit denjenigen der Völker meist in direktem Widerspruch stehen.

So ist es auch mit den Fürstenthümern gegangen. Ich enthebe einige Einzelheiten einer vortrefflichen Schrift*), welche im Mai 1858 publizirt wurde, und die aus der Feder eines in unserer Mitte gebildeten Wallachen stammt, der mit vollem Recht als unabhängiger Charakter und redlicher Mann großes Ansehen in seinem Vaterlande genießt, ja sogar, wenn ich recht berichtet wurde, jetzt einen bedeutenden Posten bekleidet. „Der Zustand politischer, moralischer und materieller Zerrüttung," sagt der Verfasser, „in welcher die Fürstenthümer seit einem Jahrhundert faulen, ist auf seinem Gipfel angelangt. Wenn die Nation, Dank ihrer außerordentlichen Zähigkeit, so langen Prüfungen hat widerstehen können, so muß man dennoch zugestehen, daß sie übel krank ist. Das Laster, die Plünderung und der Verrath haben sich schamlos der Gewalt bemächtigt; öffentliche und private Niederträchtigkeit wird von oben herab ermuthigt; Ehrenhaftigkeit, Rechtschaffenheit und Tugend offiziell angespuckt; der früher so schöne und reine Charakter des Volkes zersetzt sich langsam

*) Lettres sur les Principautés à Mr. le Chevalier Vegezzi Ruscalla. Paris chez Cherbuliez.

unter diesen Einflüssen; jegliche Energie erstickt in dem Gefühle der Ohnmacht."

Aus diesem jammervollen Zustande, der zum großen Theile dem zersetzenden Gifte der Griechen und Fanarioten zugeschrieben wird, welche mit allen Mitteln der Niederträchtigkeit (die Schrift zitirt davon empörende Beispiele) zu Aemtern und Würden gelangten und sich darin behaupteten, aus diesem Zustande moralischer Versunkenheit sucht sich nun diese Nation aufzuraffen. Es findet sich eine Zahl entschlossener, einsichtiger Männer, großentheils gebildet in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, bekannt mit den politischen Institutionen der zivilisirten Völker, enthusiastische Freunde ihres Volkes und wir können hinzufügen, Freunde der Freiheit und der Republik, welche nicht nur unter sich, sondern auch mit der ungeheuren Mehrheit des Volkes über die Grundbedingungen einig werden, unter welchen eine Reform der staatlichen Einrichtungen, eine Hebung des rumänischen Volksthumes herbeigeführt werden könne. Sie legen ihre Wünsche vor: Einigung der Fürstenthümer unter einem fremden Fürsten, Garantie der Selbstherrschaft unter der Souverainetät der Pforte, eine gesetzgebende Versammlung, Neutralität des Gebietes, Unterwerfung der Fremden unter die Gesetzgebung des Landes, Anerkennung des Rechtes, Handelsverbindungen einzugehen und abzuschließen.

Der Kongreß von Paris hält die Entzweiung beider Länder fest, er verweigert ausdrücklich die Ver-

einigung trotz des Wunsches von Frankreich, welches sie befürwortet, Rußlands, welches sie unterstützt. Die wesentlichsten Gründe werden wieder aus der Furcht Oestreichs vor einer einigen, in sich selbst starken Nationalität an seinen Grenzen hergenommen. Oestreich hat schon hinlänglich genug an einem Piemont im Süden, es braucht kein zweites im Osten! Es läßt sich in der That kein einziger vernünftiger Grund gegen diese Einigung auffinden; sie allein würde den Moldo-Wallachen hinlängliche Stärke verleihen, um künftighin nicht mehr der Spielball irgend einer östlichen Macht, weder Rußlands, noch Oestreichs, noch der Türkei zu sein; die Fürstenthümer würden in Folge dessen ein Damm sein gegen das Vordringen der Russen nach Süden und auf diese Weise den germanischen Interessen eine außerordentliche Stütze gewähren, wenn wirklich Oestreich von den kleinlichen Interessen seiner Hausmacht absehend die nationale Bewegung zur Einigkeit unterstützt hätte. So aber, unter den jetzigen Umständen, wo Oestreich in seiner Bornirtheit die Interessen der oberen Donauländer vergißt und in seinen Schritten nur von der Furcht getrieben wird, die eine unabhängige Nationalität an seiner Grenze ihm einflößt, so muß natürlich kommen, was jene Broschüre prophezeit, indem sie ausruft: „Es gibt eine Partei, die folgendermaßen zu uns spricht: Die Westmächte haben Euch trügerische Versprechungen gegeben; erbarmungslos überlassen sie Euch der östreichischen Brutalität und der türkischen Stupidität; wendet Euere

Blicke nach Norden! Was auch Rußland an Euch verbrochen haben mag, Oestreich und die Türkei werden Euch noch mehr Uebels thun! Uebrigens hat sich die Politik der Czaren von Grund aus geändert: Alexander II. bereitet mit einer Hand Reformen vor und heilt mit der anderen die Wunden, die er nicht geschlagen hat. Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht! Zaudert also nicht länger! Wollt Ihr nicht zu gleicher Zeit das Spielzeug dreier angrenzender Reiche sein, so müßt Ihr mit einem Euch verbinden! Bleibt Euch eine andere Stütze als der Czar? Rußland will die Einigung unter einem ausländischen Fürsten; mit ihm könnt Ihr Alles hoffen, selbst die vollständige Unabhängigkeit!"

Die Einigung hat trotz aller Künste der Diplomaten ein Loch gefunden, durch welches sie aus dem künstlichen Netze des Kongresses in die Wirklichkeit hinaus geschlüpft ist. Die beiden Wahlversammlungen haben einstimmig den Fürsten Cusa gewählt, der ebenfalls „von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes," wie Louis Napoleon sich legitimirt erklärt. Die Türkei zieht Truppen an der Grenze zusammen, Oestreich protestirt mit Händen und Füßen, Frankreich und Rußland applaudiren, England schwankt, und die zusammen berufenen Konferenzen sollen nun entscheiden, wer Recht habe! Jedenfalls wird ihre Entscheidung, möge sie ausfallen, wie sie wolle, wenigstens so viel bestätigen müssen, daß die Einsicht der Diplomatie ziemlich beschränkt und ihr Werk nur für einen Tag

geschaffen gewesen sei. In der That hört man schon, daß England, dem klar ausgesprochenen Volkswillen gegenüber, seine Opposition gegen die Einigung aufgebe; daß es bereit sei, die vollendete Thatsache anzuerkennen. In diesem Fall wäre die diplomatische Schwierigkeit gelöst; denn weder Oestreich, noch die Türkei würden ihren Widerstand auf die Spitze treiben und vielleicht gar einen Kriegsfall aus der Anerkennung dieser Einigung machen können. Das nächste Resultat derselben wird aber der Haß gegen Oestreich und dessen Reflex auf den ganzen germanischen Stamm sein — ein Haß, den das Verhalten dieser Macht sich selbst zugezogen hat, und der leicht so weit gehen könnte, daß er die Gewinnung eines Stützpunktes für Frankreich und Rußland, im Falle weiterer Entwickelung der kriegerischen Verhältnisse, in seinem Gefolge hätte.

Italien ist es vorzugsweise, welches in der gegenwärtigen Krisis die Blicke auf sich zieht. Nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft war Italien ein geographischer Begriff, in welchem Oestreich allein herrschte. Oestreich kommandirte in Sardinien, Oestreich in Parma, Modena, Toskana, Oestreich im Kirchenstaate, Oestreich in Neapel. Mit den meisten dieser Staaten hat es Verträge, die sein bewaffnetes Einschreiten bei der geringsten Gelegenheit ermöglichten und ihm Rechte in die Hand gaben, von welchen es

den ausgiebigsten Gebrauch machte. Selbst für den Fall, daß Parma und Piacenza an Sardinien zurückfielen, hat sich Oestreich den Besitz der Festung Piacenza mit einem Rayon von 2000 Toisen, vom Glacis an gerechnet, gesichert; mit Modena wurde ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, wonach Oestreich jedes Mal, so oft es „das Interesse der gemeinsamen Vertheidigung oder die militärische Klugheit erfordert, kaiserliche Truppen auf modenesisches Gebiet vorrücken und alle auf demselben gelegenen festen Plätze besetzen lassen" kann, ja selbst wenn nur „Ereignisse eintreten, welche eine Störung der Ruhe und Ordnung befürchten lassen könnten," ist Oestreich gleiches Recht eingeräumt — gleicher Vertrag mit Parma — mit Toskana geht es noch weiter, indem sogar für den Fall, daß „die Halbinsel Italien mit einem Kriege bedroht ist," die kontrahirenden Theile jede Bedrohung als zugleich persönlich gegen sich gerichtet ansehen; hinsichtlich des Kirchenstaates gelang es Oestreich, trotz der Protestation des Kirchenstaates, sich in der Wiener Kongreßakte das Besatzungsrecht von Ferrara und Comacchio garantiren zu lassen; mit Neapel ward im Jahre 1815 ein Eroberungsvertrag abgeschlossen unter dem Namen eines Defensiv- und Offensiv-Bündnisses, wonach Neapel die absolute Regierungsform annehmen muß, Oestreich dagegen sich verpflichtet, „die Wohlthaten des Friedens nach Außen und die vollkommene Ruhe im Innern" zu sichern

und zu diesem Behufe das neapolitanische Hülfskorps unter einen östreichischen General gestellt wird.

Man weiß, wie diese Verträge benutzt wurden. Als Neapel im Jahre 1820 die spanische Konstitution von 1812, ein unter Englands Schutze gegebenes freisinniges Werk annahm, intervenirte Oestreich mit Waffengewalt, stellte den Absolutismus wieder her, ließ einkerkern, Spießruthen laufen und hielt das Land bis 1826 besetzt, wo es, zur Schande der Eidgenossenschaft und zum ewigen Brandmal der Schweiz sei es gesagt! von gedungenen Schweizersöldlingen abgelöst wurde. Auch in den übrigen kleinen Staaten begnügte sich Oestreich niemals mit dem Besatzungsrechte; wo seine Generale einrückten, da absorbirten sie unmittelbar Verwaltung und kriminelle Rechtspflege und übten die politische Diktatur über Thaten und Meinungen. Oestreichische Kriegsgerichte verurtheilten die Patrioten und sogenannten Räuber der Romagna, Neapels, Toskanas und der Herzogthümer; östreichische Edikte wurden der Bevölkerung zur Nachfolge eingeschärft. So war Oestreich faktisch Herr des gesammten Italiens, da kaum einer der Staaten, welche die Halbinsel zusammensetzen, aus eigener Kraft sich hätte erhalten können. Oder wollte man etwa behaupten, Neapel wäre es im Stande, das zwar von dem östreichischen Besatzungsrechte seit langer Zeit keinen Gebrauch gemacht hat, dagegen aber Söldlinge aus den Bergen erhalten muß, um eine verabscheute Regierung zu stützen? Oder wäre der

Kirchenstaat selbstständig mit seiner über alle Begriffe schmählichen Priesterverwaltung, über die Niemand, auch der Ultramontanste nicht, sich auch nur der geringsten Illusion hingeben kann? Dieser Kirchenstaat, an dessen Republik Cavaignac, der Vertreter der doktrinären republikanischen Partei in Frankreich und das militärische Spiegelbild Gagerns, den schändlichen Völkermord beging, der ihm doch nicht zur Präsidentenwahl verhalf. Will man Toskana und die kleineren Herzogthümer als selbstständige Staaten betrachten, fähig durch eigene Kraft zu existiren? Oestreich würde nicht mit der Kraft der Verzweiflung, die dem Muthe des Ertrinkenden gleicht, der einen Strohhalm umklammert, sich an jene Verträge mit den übrigen italienischen Staaten anklammern und daraus sogar eine Existenzfrage des ganzen Kaiserstaates machen, wenn diese Staaten wirklich lebensfähig wären. Wären sie das — jetzt, nach vierzigjährigem Bestande seit dem Wiener Frieden — so wären auch die Verträge nutzlose Wische, und man würde nicht 200,000 Mann aufrufen, um sie zu stützen. Niemand kann sich darüber eine Illusion machen. Am Abend desselbigen Tages, an welchem die europäischen Mächte erklären, daß keine von ihnen, weder Frankreich noch Oestreich, weder Rußland noch England, weder Preußen noch Spanien, weder Baiern noch Sardinien einen Mann über eine der Grenzen dieser Staaten marschiren lassen darf; an dem Abend desselbigen Tages, wo am Morgen die Mächte erklären, daß keiner dieser Staaten fremde

Soldtruppen halten darf, und wo der Beschluß, diese Truppen aufzulösen und heimzuschicken, durchgeführt wird, am Abend desselbigen Tages fliegen Papst, König, Großherzog, Herzöge und Herzoginnen mit Sack und Pack und ihrer ganzen Wirthschaft nach allen Richtungen hin über die nächsten Grenzen, wie es in dem Liede heißt:

„Sie flohen stracks von hinnen fort
Und hielten sich — an einem Ort.“

An demselben Tage aber steht auch die Revolution an der lombardisch-venetianischen Grenze, und was jetzt ein Ausnahmsfall ist in Folge auswärtiger Drohung, wird dann eine permanente Nothwendigkeit — die Lombardei muß dann ein befestigtes, von 150,000 Mann besetztes Lager sein.

So stehen unzweifelhaft die Sachen in Italien, wenn man das Land sich selbst überläßt und von fremden Bajonetten säubert.

Nur ein einziger Staat wird in diesem Falle unerschüttert dastehen, seine Armee reduziren und auf den Friedensfuß setzen können. Dieser eine Staat ist Sardinien, der frühere politische Satellit Oestreichs; jetzt, nachdem es eine nationale Politik eingeschlagen hat, sein grimmigster Gegner. Mögen wir auch überzeugt sein, daß im Hintergrunde dieser Politik die Idee einer Vergrößerung für das Haus Savoyen schlummert; daß die Pläne nur auf einen Krieg für die Unabhängigkeit, nicht für die Freiheit Italiens hinauslaufen, so ist doch so viel sicher, daß diese Politik

jetzt in der nationalen Strömung des italienischen Volkes liegt, und daß sie schon aus diesem Grunde von demselben mit Freuden begrüßt wird. Es ist ganz wahr, Piemont hat zur Erreichung seines Zieles ungeheure Anstrengungen gemacht, die weit über seine Kräfte hinausgehen. Seine Finanzen seufzen unter einer erdrückenden Schuldenlast; seine Hülfsquellen sind auf lange Zeit hin in Anspruch genommen; es hat mit einer gewissen Ostentation, die einem solchen kleinen Staate kaum zukam, an dem orientalischen Kriege Theil genommen und sich dadurch die Freundschaft nicht nur Frankreichs und Englands zu erringen gesucht, sondern sogar die Achtung Rußlands erworben. Aber sind alle diese Anstrengungen ohne gleichzeitige anderweitige Gewinnste gemacht und umsonst vergeudet worden? Sind nicht die Hülfsquellen des Landes in außerordentlicher Weise vermehrt, Eisenbahnen und Straßen gebaut, die innere Verwaltung verbessert und neu organisirt, das politische Leben gehoben und gekräftigt worden? Und gelten nicht alle diese Anstrengungen einem wirklich edlen Zwecke, demjenigen der Unabhängigkeit eines von Fremden unterdrückten Volksstammes?

Man hat von einer gewissen Seite her gesucht, die Fähigkeit dieses italienischen Volksstammes, sich selbst zu regieren und zu führen, in Zweifel zu setzen. Man wird vielleicht versuchen, mich mit mir selbst in Widerspruch zu bringen, indem man von mir selbst erzählte Anekdoten zitirt, die beweisen sollen, wie weit

das italienische Volk noch gegen andere zurück ist. Wir geben diese Beweisführung von vorn herein zu. Es fällt uns nicht im Geringsten ein, sie in irgend einer Weise in ihrer ganzen Stärke entkräften zu wollen. Die öffentliche Erziehung liegt in den meisten Gegenden Italiens in schauderhafter Weise darnieder. An vielen Orten, an den meisten sogar, theilen sich Pfaffen und Rechtsverdreher nebst Verwaltungsdieben in den Schweiß des Volkes, das kenntnißlos, abgestumpft und verdumpft sich die Mühe nicht geben mag, für Andere zu arbeiten und mit Faullenzen seine Tage zubringt. Ueber diesem Volke schwebt eine in falscher Zivilisation und Verbildung untergegangene Schicht von Menschen, habsüchtig und geldgierig, verschmitzt und verlogen, geborne Polizeispione und Verschwörer von Handwerk, ohne Treu und Glauben, moralisch verderbt bis in das innerste Mark, großprahlerisch und aufgeblasen, mit ellenlangen Adelstiteln und noch längeren Ansprüchen, eine Schicht von Menschen, welche mit demselben Vergnügen ihre eigenen Landsleute aussaugen und über den Löffel barbiren würden, wie sie es in der Fremde Fremden gegenüber thun, denen sie besser beikommen können, da die Landsleute List gegen List, Verstellung gegen Verstellung, Habsucht gegen Habsucht setzen. Aber wenn wir auch alle diese Fehler des Charakters und der Erziehung im vollen Maaße zugestehen, weil wir sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so erkennen wir dennoch die Berechtigung dieses, wie jedes anderen Volkes an, sich selbst anzugehören und

seine eigenen Angelegenheiten so zu regeln, wie es ihm am besten dünkt. Ganz Europa hat vor einem Menschenalter dem Befreiungskampfe der Griechen Beifall geklatscht. Sollen die Italiener weniger verdienen? Wer die beiden Völker wirklich kennt und mit eigenen Augen gesehen hat, der wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welches Volk mehr Sympathieen verdiene. Die Knechtschaft hat auf die Griechen länger und intensiver eingewirkt, tiefer gegriffen, umfassender verwüstet. Doch zurück zu dem italienischen Volke. Wir erkennen in diesem Volke eine Menge von Fehlern, die sich durch lange, innere und äußere Unterdrückung erzeugt, ausgebildet und fortgepflanzt haben; aber wir erkennen auch in ihm eine glühende Vaterlandsliebe, die immer und immer wieder unermüdlich neue Anstrengungen macht, Italien aus dem Joche seiner Unterdrücker zu befreien; wir erkennen in ihm eine Leichtigkeit der Auffassung und der Kombination, die von großen geistigen Fähigkeiten zeugt, welche selbst bei verhältnißmäßig geringer Pflege sich auf's Neue wieder in eben so herrlicher Weise entfalten können, wie sie einst sich in der That entfaltet haben; wir erkennen in seinem Volkscharakter eine Menge von herrlichen Anlagen, eine Menge von Keimen edler Triebe, welche jetzt zwar größtentheils von strotzendem Unkraut überwuchert, aber nichtsdestoweniger vorhanden und entwickelungsfähig sind. Die Gründe, die man der Emanzipation der Italiener entgegensetzt, sind ganz dieselben, welche man bis zum Ekel gegen die Emanzipation der Juden

vorgekaut hat, welche man von Seiten der Unterdrücker stets gegen jedes nach Befreiung, Selbstständigkeit und Selbstregierung ringende Volk zur Geltung zu bringen sucht. Derselbe fehlerhafte Zirkel, in welchem man sich bei solchen Fragen dreht, wiederholt sich auch hier: „Die Emancipation soll geschehen, aber erst wenn das Volk reif und mündig dazu ist; bis jetzt ist es noch unreif und deßhalb muß es in der Knechtschaft gehalten werden.“ Aber in der Knechtschaft wird es niemals reif werden, antwortet der Freund der Emanzipation; seine Fehler sind durch diese Knechtschaft erzeugt, ausgebildet, entwickelt worden. Hebt die Ursache auf und die Wirkung wird verschwinden; gebt dem Volke in seiner Unabhängigkeit den Boden, auf dem es sich naturgemäß entfalten kann, und es wird sich harmonisch, seinem inneren Charakter nach, entfalten und edle Früchte tragen statt der Dornen und Nesseln, die auf dem jetzigen Boden der Knechtschaft wuchern! Wer, so fragen wir ferner, soll denn das Maaß bestimmen, nach welchem die Berechtigung eines Volkes für Freiheit gemessen werden soll? Der Unterdrücker? Sein eigenes, enges Interesse bestimmt ihn, stetsfort zu erklären, daß dies Maaß nicht erreicht sei, und indem er seine Unterdrückung fortsetzt, vermindert er stets wieder die Aussicht auf glückliche Erreichung des Ziels. Es ist wahrlich gerade so, wie wenn man einem Menschen zwar Aussicht auf eine Stelle macht, im Falle er diese oder jene Kenntniß sich angeeignet haben werde, ihm aber zugleich auch verbietet, diejenige Bil-

dungsanstalt zu besuchen, in welcher er diese Kenntniß sich aneignen könnte.

Der Partei der Unterdrücker Italiens, welche diese Sprache führt und mit eiserner Faust die nationalen Bestrebungen niederhält, steht eine andere Partei gegenüber, die in dem abstrakten Absolutismus ihrer revolutionären Bestrebungen meines Erachtens ebensoweit über das Ziel hinausschießt, als die vorige; ich meine jene Partei, die wir als die Mazzinistische bezeichnen können; eine Partei, welcher als Ideal die italienische eine und untheilbare Republik vorschwebt; welche den gänzlich abstrusen Wahlspruch «Dio e popolo» als Devise auf ihre Fahne geschrieben hat, und die jeden Zwischenzustand, welcher etwa von den jetzigen Zuständen zur Republik leiten sollte, als einen Verrath an der italienischen Sache zurückweist. Es scheint uns diese Partei an zwei Hauptfehlern zu leiden, an einer Verkennung des Nationalcharakters und an einer falschen Berechnung der Kräfte, deren man zur Erreichung des Zieles nöthig hat. Die geschichtliche Entwickelung, die Tendenz der Volksgesinnungen selbst weist ohne Zweifel auf eine föderalistische Konstitution Italiens, nicht auf eine zentralisirte Republik mit der Hauptstadt Rom hin; die vollständige staatliche Einigung, finde sie nun in einer Republik oder in einer Monarchie statt, scheint uns erst durch einen entsetzlichen Despotismus im Innern und durch Vergießung von Strömen Blutes in Bürgerkriegen erreicht werden zu können. Ob die Italiener diesen Weg wan-

deln wollen, das können wir indessen füglich ihrem eigenen Ermessen und den Erfolgen der Zukunft überlassen.

Noch gefährlicher als diese Tendenz scheint uns die Ueberschätzung der Kraft, welche die revolutionäre Partei sich zutraut, und in Folge deren sie nicht nur jede Einigung mit anderen Parteien föderalist'schen oder konstitutionellen Bekenntnisses zur Erreichung eines weniger weit gesteckten Zieles verwirft, sondern auch mit äußerster Schärfe diejenigen angreift, welche nur bis zu einem gewissen engeren Ziele, zur konstitutionellen Monarchie, zum Staatenbund oder Bundesstaat gehen wollen. Man mag mit noch so viel anscheinender Genauigkeit Millionen hüben und drüben zählen, mit noch so viel Emphase von der ungezähmten Kraft der Revolution und der Volksschaaren und von der eingebildeten Gewalt der stehenden Söldlingsheere reden; — Kraft bleibt eben doch immer Kraft und Stoff Stoff; wenn die neuere Physik uns lehrt, daß sich die Kraft nur umsetzt, während ihr Moment dasselbe bleibt bei allen Wandlungen, so wissen wir auch, daß die Organisation der Kraft eine Anwendung und Wirkung zuläßt, bis zu welcher die nicht organisirte Kraft niemals sich erheben kann. Die einzige organisirte Kraft aber, die in Italien der nationalen Strömung im gegenwärtigen Augenblicke zu Gebote steht, ist eben die sardinische Armee, um die sich, wie um einen Kern, die übrige Volkskraft erst umkristallisiren muß, ehe sie etwas wird leisten können. Diese Kraft

aber läßt sich vor der Hand wenigstens nur für die Unabhängigkeit und die konstitutionelle Monarchie benutzen, nicht aber für die republikanische Freiheit. Soll man sie deshalb zurückstoßen, weil sie nur bis zu diesem Punkte mitgehen will? Wir sind dieser Meinung durchaus nicht, und selbst mit der Voraussicht, daß nach erkämpfter Unabhängigkeit die republikanische Partei dann zur Erreichung weiterer politischer Freiheitszwecke sich gegen den bisherigen Bundesgenossen wenden müßte, selbst mit dieser Voraussicht sind wir weit entfernt, seine Hand zurückzuweisen.

So begleiten denn unsere besten Wünsche die Bestrebungen Italiens, die Anstrengungen Piemonts, und heute wie vor zehn Jahren sind wir noch immer auf dem Standpunkte desselben Hochverraths und wünschen, daß „die Radetzky's mögen geschlagen werden". Wir bedauern auf's Innigste, daß deutsche Kraft, deutsches Blut für eine innerlich faule Sache geopfert werden soll; wir werden die äußersten Anstrengungen machen, um auf dem Punkte anzugelangen, daß Aehnliches in Zukunft nicht mehr vorkommen könne — aber jetzt sehen wir in der Niederlage Oestreichs in Italien eine Nothwendigkeit, eine unumgängliche Nothwendigkeit, welche das unerbittliche Schicksal gesetzt hat. Oestreich klagt mit harten Worten die piemontesische Regierung, wie das piemontesische Volk an, die zu Revolution und Krieg ihre Zuflucht nähmen — haben die Spanier Anderes im Jahre 1812, haben wir Anderes im Jahre 1813 gethan? Wir feiern jetzt auf's

Soldtruppen halten darf, und wo der Beschluß, diese Truppen aufzulösen und heimzuschicken, durchgeführt wird, am Abend desselbigen Tages fliegen Papst, König, Großherzog, Herzöge und Herzoginnen mit Sack und Pack und ihrer ganzen Wirthschaft nach allen Richtungen hin über die nächsten Grenzen, wie es in dem Liede heißt:

„Sie flohen stracks von hinnen fort
Und hielten sich — an einem Ort."

An demselben Tage aber steht auch die Revolution an der lombardisch-venetianischen Grenze, und was jetzt ein Ausnahmsfall ist in Folge auswärtiger Drohung, wird dann eine permanente Nothwendigkeit — die Lombardei muß dann ein befestigtes, von 150,000 Mann besetztes Lager sein.

So stehen unzweifelhaft die Sachen in Italien, wenn man das Land sich selbst überläßt und von fremden Bajonetten säubert.

Nur ein einziger Staat wird in diesem Falle unerschüttert dastehen, seine Armee reduziren und auf den Friedensfuß setzen können. Dieser eine Staat ist Sardinien, der frühere politische Satellit Oestreichs; jetzt, nachdem es eine nationale Politik eingeschlagen hat, sein grimmigster Gegner. Mögen wir auch überzeugt sein, daß im Hintergrunde dieser Politik die Idee einer Vergrößerung für das Haus Savoyen schlummert; daß die Pläne nur auf einen Krieg für die Unabhängigkeit, nicht für die Freiheit Italiens hinauslaufen, so ist doch so viel sicher, daß diese Politik

jetzt in der nationalen Strömung des italienischen Volkes liegt, und daß sie schon aus diesem Grunde von demselben mit Freuden begrüßt wird. Es ist ganz wahr, Piemont hat zur Erreichung seines Zieles ungeheure Anstrengungen gemacht, die weit über seine Kräfte hinausgehen. Seine Finanzen seufzen unter einer erdrückenden Schuldenlast; seine Hülfsquellen sind auf lange Zeit hin in Anspruch genommen; es hat mit einer gewissen Ostentation, die einem solchen kleinen Staate kaum zukam, an dem orientalischen Kriege Theil genommen und sich dadurch die Freundschaft nicht nur Frankreichs und Englands zu erringen gesucht, sondern sogar die Achtung Rußlands erworben. Aber sind alle diese Anstrengungen ohne gleichzeitige anderweitige Gewinnste gemacht und umsonst vergeudet worden? Sind nicht die Hülfsquellen des Landes in außerordentlicher Weise vermehrt, Eisenbahnen und Straßen gebaut, die innere Verwaltung verbessert und neu organisirt, das politische Leben gehoben und gekräftigt worden? Und gelten nicht alle diese Anstrengungen einem wirklich edlen Zwecke, demjenigen der Unabhängigkeit eines von Fremden unterdrückten Volksstammes?

Man hat von einer gewissen Seite her gesucht, die Fähigkeit dieses italienischen Volksstammes, sich selbst zu regieren und zu führen, in Zweifel zu setzen. Man wird vielleicht versuchen, mich mit mir selbst in Widerspruch zu bringen, indem man von mir selbst erzählte Anekdoten zitirt, die beweisen sollen, wie weit

das italienische Volk noch gegen andere zurück ist. Wir geben diese Beweisführung von vorn herein zu. Es fällt uns nicht im Geringsten ein, sie in irgend einer Weise in ihrer ganzen Stärke entkräften zu wollen. Die öffentliche Erziehung liegt in den meisten Gegenden Italiens in schauderhafter Weise darnieder. An vielen Orten, an den meisten sogar, theilen sich Pfaffen und Rechtsverdreher nebst Verwaltungsdieben in den Schweiß des Volkes, das kenntnißlos, abgestumpft und verdumpft sich die Mühe nicht geben mag, für Andere zu arbeiten und mit Faullenzen seine Tage zubringt. Ueber diesem Volke schwebt eine in falscher Zivilisation und Verbildung untergegangene Schicht von Menschen, habsüchtig und geldgierig, verschmitzt und verlogen, geborne Polizeispione und Verschwörer von Handwerk, ohne Treu und Glauben, moralisch verderbt bis in das innerste Mark, großprahlerisch und aufgeblasen, mit ellenlangen Adelstiteln und noch längeren Ansprüchen, eine Schicht von Menschen, welche mit demselben Vergnügen ihre eigenen Landsleute aussaugen und über den Löffel barbiren würden, wie sie es in der Fremde Fremden gegenüber thun, denen sie besser beikommen können, da die Landsleute List gegen List, Verstellung gegen Verstellung, Habsucht gegen Habsucht setzen. Aber wenn wir auch alle diese Fehler des Charakters und der Erziehung im vollen Maaße zugestehen, weil wir sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so erkennen wir dennoch die Berechtigung dieses, wie jedes anderen Volkes an, sich selbst anzugehören und

seine eigenen Angelegenheiten so zu regeln, wie es ihm am besten dünkt. Ganz Europa hat vor einem Menschenalter dem Befreiungskampfe der Griechen Beifall geklatscht. Sollen die Italiener weniger verdienen? Wer die beiden Völker wirklich kennt und mit eigenen Augen gesehen hat, der wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welches Volk mehr Sympathieen verdiene. Die Knechtschaft hat auf die Griechen länger und intensiver eingewirkt, tiefer gegriffen, umfassender verwüstet. Doch zurück zu dem italienischen Volke. Wir erkennen in diesem Volke eine Menge von Fehlern, die sich durch lange, innere und äußere Unterdrückung erzeugt, ausgebildet und fortgepflanzt haben; aber wir erkennen auch in ihm eine glühende Vaterlandsliebe, die immer und immer wieder unermüdlich neue Anstrengungen macht, Italien aus dem Joche seiner Unterdrücker zu befreien; wir erkennen in ihm eine Leichtigkeit der Auffassung und der Kombination, die von großen geistigen Fähigkeiten zeugt, welche selbst bei verhältnißmäßig geringer Pflege sich auf's Neue wieder in eben so herrlicher Weise entfalten können, wie sie einst sich in der That entfaltet haben; wir erkennen in seinem Volkscharakter eine Menge von herrlichen Anlagen, eine Menge von Keimen edler Triebe, welche jetzt zwar größtentheils von strotzendem Unkraut überwuchert, aber nichtsdestoweniger vorhanden und entwickelungsfähig sind. Die Gründe, die man der Emanzipation der Italiener entgegensetzt, sind ganz dieselben, welche man bis zum Ekel gegen die Emanzipation der Juden

das italienische Volk noch gegen andere zurück ist. Wir geben diese Beweisführung von vorn herein zu. Es fällt uns nicht im Geringsten ein, sie in irgend einer Weise in ihrer ganzen Stärke entkräften zu wollen. Die öffentliche Erziehung liegt in den meisten Gegenden Italiens in schauderhafter Weise darnieder. An vielen Orten, an den meisten sogar, theilen sich Pfaffen und Rechtsverdreher nebst Verwaltungsdieben in den Schweiß des Volkes, das kenntnißlos, abgestumpft und verdumpft sich die Mühe nicht geben mag, für Andere zu arbeiten und mit Faullenzen seine Tage zubringt. Ueber diesem Volke schwebt eine in falscher Zivilisation und Verbildung untergegangene Schicht von Menschen, habsüchtig und geldgierig, verschmitzt und verlogen, geborne Polizeispione und Verschwörer von Handwerk, ohne Treu und Glauben, moralisch verderbt bis in das innerste Mark, großprahlerisch und aufgeblasen, mit ellenlangen Adelstiteln und noch längeren Ansprüchen, eine Schicht von Menschen, welche mit demselben Vergnügen ihre eigenen Landsleute aussaugen und über den Löffel barbiren würden, wie sie es in der Fremde Fremden gegenüber thun, denen sie besser beikommen können, da die Landsleute List gegen List, Verstellung gegen Verstellung, Habsucht gegen Habsucht setzen. Aber wenn wir auch alle diese Fehler des Charakters und der Erziehung im vollen Maaße zugestehen, weil wir sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so erkennen wir dennoch die Berechtigung dieses, wie jedes anderen Volkes an, sich selbst anzugehören und

seine eigenen Angelegenheiten so zu regeln, wie es ihm am besten dünkt. Ganz Europa hat vor einem Menschenalter dem Befreiungskampfe der Griechen Beifall geklatscht. Sollen die Italiener weniger verdienen? Wer die beiden Völker wirklich kennt und mit eigenen Augen gesehen hat, der wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welches Volk mehr Sympathieen verdiene. Die Knechtschaft hat auf die Griechen länger und intensiver eingewirkt, tiefer gegriffen, umfassender verwüstet. Doch zurück zu dem italienischen Volke. Wir erkennen in diesem Volke eine Menge von Fehlern, die sich durch lange, innere und äußere Unterdrückung erzeugt, ausgebildet und fortgepflanzt haben; aber wir erkennen auch in ihm eine glühende Vaterlandsliebe, die immer und immer wieder unermüdlich neue Anstrengungen macht, Italien aus dem Joche seiner Unterdrücker zu befreien; wir erkennen in ihm eine Leichtigkeit der Auffassung und der Kombination, die von großen geistigen Fähigkeiten zeugt, welche selbst bei verhältnißmäßig geringer Pflege sich auf's Neue wieder in eben so herrlicher Weise entfalten können, wie sie einst sich in der That entfaltet haben; wir erkennen in seinem Volkscharakter eine Menge von herrlichen Anlagen, eine Menge von Keimen edler Triebe, welche jetzt zwar größtentheils von strotzendem Unkraut überwuchert, aber nichtsdestoweniger vorhanden und entwickelungsfähig sind. Die Gründe, die man der Emanzipation der Italiener entgegensetzt, sind ganz dieselben, welche man bis zum Ekel gegen die Emanzipation der Juden

vorgekaut hat, welche man von Seiten der Unterdrücker stets gegen jedes nach Befreiung, Selbstständigkeit und Selbstregierung ringende Volk zur Geltung zu bringen sucht. Derselbe fehlerhafte Zirkel, in welchem man sich bei solchen Fragen dreht, wiederholt sich auch hier: „Die Emancipation soll geschehen, aber erst wenn das Volk reif und mündig dazu ist; bis jetzt ist es noch unreif und deßhalb muß es in der Knechtschaft gehalten werden.“ Aber in der Knechtschaft wird es niemals reif werden, antwortet der Freund der Emanzipation; seine Fehler sind durch diese Knechtschaft erzeugt, ausgebildet, entwickelt worden. Hebt die Ursache auf und die Wirkung wird verschwinden; gebt dem Volke in seiner Unabhängigkeit den Boden, auf dem es sich naturgemäß entfalten kann, und es wird sich harmonisch, seinem inneren Charakter nach, entfalten und edle Früchte tragen statt der Dornen und Nesseln, die auf dem jetzigen Boden der Knechtschaft wuchern! Wer, so fragen wir ferner, soll denn das Maaß bestimmen, nach welchem die Berechtigung eines Volkes für Freiheit gemessen werden soll? Der Unterdrücker? Sein eigenes, enges Interesse bestimmt ihn, stetsfort zu erklären, daß dies Maaß nicht erreicht sei, und indem er seine Unterdrückung fortsetzt, vermindert er stets wieder die Aussicht auf glückliche Erreichung des Ziels. Es ist wahrlich gerade so, wie wenn man einem Menschen zwar Aussicht auf eine Stelle macht, im Falle er diese oder jene Kenntniß sich angeeignet haben werde, ihm aber zugleich auch verbietet, diejenige Bil-

bungsanstalt zu besuchen, in welcher er diese Kenntniß sich aneignen könnte.

Der Partei der Unterdrücker Italiens, welche diese Sprache führt und mit eiserner Faust die nationalen Bestrebungen niederhält, steht eine andere Partei gegenüber, die in dem abstrakten Absolutismus ihrer revolutionären Bestrebungen meines Erachtens ebensoweit über das Ziel hinausschießt, als die vorige; ich meine jene Partei, die wir als die Mazzinistische bezeichnen können; eine Partei, welcher als Ideal die italienische eine und untheilbare Republik vorschwebt; welche den gänzlich abstrusen Wahlspruch «Dio e popolo» als Devise auf ihre Fahne geschrieben hat, und die jeden Zwischenzustand, welcher etwa von den jetzigen Zuständen zur Republik leiten sollte, als einen Verrath an der italienischen Sache zurückweist. Es scheint uns diese Partei an zwei Hauptfehlern zu leiden, an einer Verkennung des Nationalcharakters und an einer falschen Berechnung der Kräfte, deren man zur Erreichung des Zieles nöthig hat. Die geschichtliche Entwickelung, die Tendenz der Volksgesinnungen selbst weist ohne Zweifel auf eine föderalistische Konstitution Italiens, nicht auf eine zentralisirte Republik mit der Hauptstadt Rom hin; die vollständige staatliche Einigung, finde sie nun in einer Republik oder in einer Monarchie statt, scheint uns erst durch einen entsetzlichen Despotismus im Innern und durch Vergießung von Strömen Blutes in Bürgerkriegen erreicht werden zu können. Ob die Italiener diesen Weg wan-

deln wollen, das können wir indessen füglich ihrem eigenen Ermessen und den Erfolgen der Zukunft überlassen.

Noch gefährlicher als diese Tendenz scheint uns die Ueberschätzung der Kraft, welche die revolutionäre Partei sich zutraut, und in Folge deren sie nicht nur jede Einigung mit anderen Parteien föderalist'schen oder konstitutionellen Bekenntnisses zur Erreichung eines weniger weit gesteckten Zieles verwirft, sondern auch mit äußerster Schärfe diejenigen angreift, welche nur bis zu einem gewissen engeren Ziele, zur konstitutionellen Monarchie, zum Staatenbund oder Bundesstaat gehen wollen. Man mag mit noch so viel anscheinender Genauigkeit Millionen hüben und drüben zählen, mit noch so viel Emphase von der ungezähmten Kraft der Revolution und der Volksschaaren und von der eingebildeten Gewalt der stehenden Söldlingsheere reden; — Kraft bleibt eben doch immer Kraft und Stoff Stoff; wenn die neuere Physik uns lehrt, daß sich die Kraft nur umsetzt, während ihr Moment dasselbe bleibt bei allen Wandlungen, so wissen wir auch, daß die Organisation der Kraft eine Anwendung und Wirkung zuläßt, bis zu welcher die nicht organisirte Kraft niemals sich erheben kann. Die einzige organisirte Kraft aber, die in Italien der nationalen Strömung im gegenwärtigen Augenblicke zu Gebote steht, ist eben die sardinische Armee, um die sich, wie um einen Kern, die übrige Volkskraft erst umkristallisiren muß, ehe sie etwas wird leisten können. Diese Kraft

aber läßt sich vor der Hand wenigstens nur für die Unabhängigkeit und die konstitutionelle Monarchie benutzen, nicht aber für die republikanische Freiheit. Soll man sie deshalb zurückstoßen, weil sie nur bis zu diesem Punkte mitgehen will? Wir sind dieser Meinung durchaus nicht, und selbst mit der Voraussicht, daß nach erkämpfter Unabhängigkeit die republikanische Partei dann zur Erreichung weiterer politischer Freiheitszwecke sich gegen den bisherigen Bundesgenossen wenden müßte, selbst mit dieser Voraussicht sind wir weit entfernt, seine Hand zurückzuweisen.

So begleiten denn unsere besten Wünsche die Bestrebungen Italiens, die Anstrengungen Piemonts, und heute wie vor zehn Jahren sind wir noch immer auf dem Standpunkte desselben Hochverraths und wünschen, daß „die Radetzky's mögen geschlagen werden". Wir bedauern auf's Innigste, daß deutsche Kraft, deutsches Blut für eine innerlich faule Sache geopfert werden soll; wir werden die äußersten Anstrengungen machen, um auf dem Punkte anzugelangen, daß Aehnliches in Zukunft nicht mehr vorkommen könne — aber jetzt sehen wir in der Niederlage Oestreichs in Italien eine Nothwendigkeit, eine unumgängliche Nothwendigkeit, welche das unerbittliche Schicksal gesetzt hat. Oestreich klagt mit harten Worten die piemontesische Regierung, wie das piemontesische Volk an, die zu Revolution und Krieg ihre Zuflucht nähmen — haben die Spanier Anderes im Jahre 1812, haben wir Anderes im Jahre 1813 gethan? Wir feiern jetzt auf's

Neue mit Inbrunst die nationale deutsche Erhebung, welche das Joch Napoleons brach — König Ludwig lauscht, wie die Allgemeine Zeitung versichert, mit sichtlichem Entzücken den Körner'schen Liedern, die in München jetzt an der Tagesordnung sind — aber spielte denn Preußen z. B. in dem Befreiungskriege den mit Napoleon durch Verträge verbündeten deutschen Ländern gegenüber eine andere Rolle, als jetzt Piemont dem lombardisch-venetianischen Königreich und den kleinern Staaten Italiens gegenüber? Mit offenen Armen nahm man die Ueberläufer auf — 10,000 Sachsen auf einmal; unverholen zettelte man Verschwörungen, Aufstände, Desertionen in den Ländern derjenigen Fürsten an, welche mit den fremden Unterdrückern es hielten; man unterhöhlte dessen Macht auf jede Weise, von England, von Rußland, von dem zu 5 Millionen Einwohnern zusammengeschrumpften Preußen aus, das gegen die riesige Napoleonische Macht sich noch weit zwerghafter ausnahm, als Sardinien gegen Oestreich; man that dies gegen besiegelte und beschworene Verträge, die nicht weniger heilig waren, als die von 1814 und 1815 — es sei denn, daß man diesen Jahren eine ganz besondere, spezifische Heiligkeit für Verträge zutraute — man that dies Alles heimlich, während man es öffentlich läugnete, bis der Zeitpunkt der Reife gekommen war — und *wahrhaftig, man that Recht daran!* — Treulosigkeit, Verschwörung, Verrath, Bruch der Verträge — das Alles hat ein hoher, ein heiliger Zweck

von der Tafel der Geschichte gewischt, auf der nur noch in flammenden Zügen die Worte leuchten: Befreiung des Volkes von fremdem Drucke! Das Messer und das Gift des Spaniers strahlen heute in verklärtem Glanze — es galt ja der Unabhängigkeit der Nation!

Soll dem Einen nicht recht sein, was dem Andern billig? Soll Abschüttelung fremden Joches hier Verbrechen, dort Tugend sein, nur weil die Personen der Unterdrücker und der Unterdrückten wechseln? Soll der Deutsche, der Spanier unvergänglichen Ruhm erwerben, wenn er sich gegen den Franzosen empört, der Italiener dagegen ewig verdammt sein, weil er deutschen Druck zurückschleudern will? Der Krieg Piemonts gegen Oestreich ist ebenso heilig wie der Preußens gegen Napoleon im Jahre 1813, und wenn Piemont sich nach dem Siege vergrößern sollte, *hat es etwa Preußen nicht gethan?*

Piemont soll Deserteure anwerben, soll Verschwörungen, Bewegungen, Revolutionen, Aufstände, Tugendbünde in den kleinen italienischen Staaten, im Kirchenstaat, in Toskana anzetteln — *diese Fürsten alle sind die Rheinbündler oder vielmehr Po-Bündler Oestreichs* — Oestreich der Protektor des Po-Bundes und Sardinien jetzt für die italienische Nationalität, was Preußen im Jahre 1813 für die deutsche war — der Angelpunkt der nationalen Bewegung.

Eingeklemmt zwischen Süddeutschland, Oestreich, Piemont und Frankreich, im Besitze großer Alpenpässe, welche ihren Besitz für jede kriegführende Macht als äußerst wünschenswerth erscheinen lassen, befindet sich die **schweizerische Eidgenossenschaft** in keiner beneidenswerthen Lage, so bald ein Krieg an ihren Grenzen ausbricht. Zudem sind diese Grenzen in vieler Hinsicht auf die unnatürlichste Weise abgeschnitten und bieten keinen Schutz gegen fremden Angriff.

Schaffhausen an der Nordgrenze, Genf an der Westgrenze, der Bezirk von Mendrisio an der Südgrenze sind offene, fast unhaltbare Positionen im Falle eines kriegerischen Stoßes von der einen oder anderen Seite. Die Eidgenossenschaft ist deshalb in den Verträgen als vollkommen neutral hingestellt worden und hat auch in der letzten Zeit durch die von dem Bundesrathe erlassene Note die ihr durch die Verträge gewordene Stellung mit so anerkennenswerther Offenheit und Schärfe der Welt dargelegt, daß wir nicht umhin können, dies Aktenstück, das unzweifelhaft von allen Parteien der Schweiz mit gleicher Anerkennung und Billigung aufgenommen worden ist, hier in seiner ganzen Ausdehnung mitzutheilen.

„Bern, den 14. März 1859.

„Obschon die Staaten Europa's heute in vollem Maß die Wohlthaten des Friedens genießen, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß das Vertrauen in die Dauer dieses Standes der Dinge erschüttert ist und

Gründe zur Besorgniß obwalten, daß die allgemeine Ruhe durch die Möglichkeit wichtiger Ereignisse gestört werden könnte.

„Unter solchen Conjuncturen ist es die Schweiz ihrer Würde, ihrer Eigenschaft als unabhängiger und freier Staat, wie ihrer politischen Constitution und Organisation schuldig, sich bei Zeiten und ohne Umschweif über die Haltung auszusprechen, welche sie mit Rücksicht auf gewisse Eventualitäten einzunehmen gesonnen ist, gemäß der Stellung, welche ihr ihre Lage, ihre Geschichte, ihre innern Bedürfnisse und ihre Beziehungen zu den auswärtigen Staaten anweisen.

„Der Bundesrath erklärt daher des Bestimmtesten (de la manière la plus formelle), daß, wenn der europäische Friede gestört werden sollte, die schweizerische Eidgenossenschaft die Integrität und Neutralität ihres Gebietes, auf welche sie kraft ihrer Eigenschaft als unabhängiger Staat und kraft der feierlich anerkannten und gewährleisteten europäischen Verträge von 1815 ein Recht hat, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln wahren und vertheidigen wird. Sie wird diese Mission gleichmäßig und loyal gegen Alle erfüllen.

„Die Verträge von 1815 erklären außerdem, daß gewisse Gebietstheile von Savoyen, welche einen integrirenden Bestandtheil der Staaten Sr. Maj. des Königs von Sardinien bilden, in die schweizerische Neutralität einbegriffen sind.

„Es ergibt sich in der That aus diesen Verträgen — nämlich aus der Erklärung der hohen Mächte vom

29. März 1815; aus der Beitrittserklärung der schweizerischen Tagsatzung vom 12. August 1815; aus der Wiener Schlußakte vom 9. Juni 1815, Art. 92; aus dem Pariser Frieden vom 20. Nov. 1815, Art. 3, und aus der Akte vom nämlichen Tag, welche die Anerkennung und Gewährleistung der ewigen Neutralität der Schweiz und der Unverletzlichkeit ihres Gebietes ausspricht —, daß die in diesen Akten bezeichneten Theile von Savoyen die gleiche Neutralität wie die Schweiz genießen, mit der speziellen Klausel, daß „jedesmal, wenn die der Schweiz benachbarten Mächte sich im Zustand offener oder drohender Feindseligkeiten befinden, die Truppen Sr. Maj. des Königs von Sardinien, welche allfällig in den neutralisirten Provinzen stehen, sich zurückziehen sollen und zu dem Ende durch Wallis passiren können, wenn es nöthig wird, und daß keinerlei Truppen irgend einer andern Macht sich daselbst aufhalten oder durchziehen dürfen, als solche, welche die schweizerische Eidgenossenschaft dort aufzustellen für gut finden sollte.

„Die eben erwähnten Bestimmungen der allgemeinen Verträge sind in allen Theilen bestätigt worden und in dem Spezialvertrag, welcher am 16. März 1816 zwischen der Eidgenossenschaft und Sr. Maj. dem König von Sardinien abgeschlossen wurde.

„Wenn demnach die Umstände es erfordern und insoweit die Maßregel zur Sicherung und Vertheidigung der Neutralität und Integrität ihres Gebietes nothwendig ist, wird die schweizerische Eidgenossenschaft

Gebrauch machen von dem ihr durch die Verträge übertragenen Recht, die neutralisirten Theile Savoyens zu besetzen. Allein es ist dabei inbegriffen, daß, wenn die Eidgenossenschaft zu dieser Maßregel greift, sie sorgfältig (scrupuleusement) und in allen Theilen die Bedingungen der Verträge achten wird, so u. A. jene, welche vorschreibt, daß die militärische Besetzung durch die Schweiz in keiner Weise der durch Se. sardinische Majestät in besagten Provinzen eingesetzten Verwaltung Eintrag thun wird. Der Bundesrath erklärt, daß er suchen wird, mit der Regierung S. Maj. des Königs von Sardinien über die besondern Bedingungen einer solchen Okkupation sich in Einklang zu setzen.

„Der Bundesrath gibt sich schließlich der Hoffnung hin, diese ebenso freimüthige als loyale Erklärung werde von den hohen Mächten günstig aufgenommen, und sie werden vollkommen den Standpunkt begreifen, auf welchen er sich Angesichts der gegenwärtigen politischen Situation und in Voraussicht möglicher Eventualitäten stellen mußte.“

Die Schweiz, dies kann keinem Zweifel unterliegen, wird ihre neutrale Stellung mit aller Kraft aufrecht zu erhalten suchen. Es ist freilich eine Stellung, welche leicht dazu führen kann, der Prügelknabe zweier streitender Mächte zu werden; es ist eine Stellung, welche dazu führen kann, daß von beiden Seiten zu gleicher Zeit die Neutralität verletzt wird. Solche Fälle lassen sich freilich nicht voraussehen; — es läßt sich nur aus früheren Vorgängen und Antecedenzien,

sowie aus der Lage des Augenblickes beurtheilen, von welcher Seite her der erste Angriff gegen die Neutralität kommen wird. Zur Zeit des ersten Konsuls kam diese Verletzung zweifellos von französischer Seite. Der Zug über den großen St. Bernhard, die Anlegung der Simplonstraße, alles das ist noch in zu frischem Gedächtniß, um darüber in irgend einer Weise in Zweifel zu sein, daß, Falls dieselben Verhältnisse noch existirten, die Franzosen sicher im Falle eines Krieges in Italien auch mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte und auf die Gefahr hin, die ganze Schweiz in Waffen gegen sich zu bringen, dieselben Wege sich bahnen müßten. In den gegenwärtigen Verhältnissen aber existirt die Nothwendigkeit durchaus nicht, den gefährlichen Weg über den St. Bernhard oder den langen über den Simplon zu suchen. Der Weg zur See, der dem General und ersten Konsul Bonaparte verschlossen war, steht Frankreich offen; es kann nicht nur nach Genua, sondern auf alle Küstenpunkte der italienischen Halbinsel in jedem Augenblicke Truppen werfen. Die Landwege über den Mont Cenis, über Fenestrella durch das Stura-Thal, kurz alle Kommunikationswege, die von Savoyen oder Frankreich über den Kamm der Alpen führen, sind den Franzosen geöffnet, und erst nach dem Verluste mehrerer Schlachten, durch welche die Sardo-französische Macht von dem Tessin bis hinter Turin, ja selbst von dem Mont Cenis zurückgedrängt wäre, erst nach solchen Verlusten würde es für Frankreich von Interesse sein können, durch schweizerisches

Gebiet sich einen Weg zu bahnen. Durch den Zug über den Bernhard kam Bonaparte in den Rücken der Oestreicher, die ganz Piemont inne hatten, während jetzt die französische Macht selbst durch einen Marsch über den Simplon doch nur in der Front der östreichischen Macht ankommen würde.

Es liegt also weder im politischen, noch militärischen Interesse Frankreichs, sich einen Weg durch das neutrale Schweizergebiet in die piemontesische Ebene zu bahnen; in militärischer nicht, weil dieser Weg doch nur auf Punkte führen würde, die man bequemer, leichter und in kürzerer Zeit von Frankreich her erreichen kann; im politischen nicht, weil es vollkommen zwecklos wäre, eine Neutralität zu verletzen, aus deren Verletzung auch nicht der mindeste Vortheil, sondern nur Nachtheil für Frankreich entstehen würde. Schont die französische Regierung mit ängstlicher Genauigkeit die schweizerische Neutralität, so wird die ganze Grenzlinie von Basel bis Genf, in einer Länge von mehr als 60 Stunden, von der Schweiz gegen einen von Osten her kommenden allenfallsigen Angriff geschützt, und Frankreich kann mit vollkommener Beruhigung sämmtliche Truppen von dieser Grenze wegziehen und anderweitig verwenden.

Nicht mit gleicher Beruhigung kann man die Schonung der schweizerischen Neutralität von Seiten Oestreichs erwarten, und verschiedene Erscheinungen deuten sogar darauf hin, daß man vorkommenden Falles dieselbe in der That zu verletzen beabsichtigt. Die

wesentlichste Gefahr droht hier im Süden. Der Bezirk von Mendrisio liegt vollständig isolirt, nur durch die Brücke über den See mit dem Kanton Tessin verbunden, und der geringste Unfall eines östreichischen Armeekorps in der Nähe des Tessin kann sogar dazu zwingen, die Rückzugslinie über diesen Bezirk nach östreichischem Gebiete zu nehmen. Die Ansammlung von Truppen in Como, in unmittelbarer Nähe der schweizerischen Grenze, deutet hinlänglich auf die Wichtigkeit hin, welche diesen Positionen im Falle eines Krieges gebührt.

Gleich bedeutungsvoll dürfte die Ansammlung eines Truppenkorps in Bregenz und Feldkirch sein. Von dort aus führt keine direkte Straße über östreichisches Gebiet nach Italien, wohl aber findet man sich dort in unmittelbarer Nähe des Rheinthals, in welches drei große Alpenpässe mit fahrbaren Straßen, nämlich die Via Mala, der Splügen und der Bernhardin einmünden, der letztere nach dem Tessin, die beiden erstern nach dem Comersee führend. Man hat vielfach behauptet, die wahre Vertheidigungslinie des lombardisch-venetianischen Königreiches finde sich erst an der Etsch, und Unglücksfälle, die ja auch für die östreichische Armee nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehören, müßten die zurückgedrängte Armee bis zu den festen Stellungen an dem linken Ufer des genannten Flußes führen. Wie leicht kann es nun in einem solchen Falle nothwendig werden, einen Offensivstoß von den Alpen herab in den Rücken der vordringenden Armee am

Comer= oder Langensee zu führen und zu diesem Zwecke den Eingang nach Graubünden zu forciren, um den Zugang zu den genannten Alpenstraßen sich zu eröffnen!

Zweifelsohne wird demnach die Schweiz, sobald Kriegsgefahr droht, den Knotenpunkt des Rheinthales an der Luziensteig und den Bezirk von Mendrisio, sowie anderseits das Gebiet von Genf mit Truppenabtheilungen besetzen müssen, groß genug, um so lange einem Angriffe widerstehen zu können, bis die ganze Macht der Eidgenossenschaft zur Hülfe herbeieilt.

Eine eigenthümliche Komplikation in der schweizerischen Lage gewährt das für neutral erklärte Gebiet von Savoyen, über dessen Ausdehnung noch einiger Zweifel herrscht. Ohne Zweifel schließt sich die große Mehrheit des schweizerischen Volkes der von dem Bundesrathe ausgesprochenen Ansicht an, wornach die Schweiz zwar das Recht, nicht aber die Pflicht hat, dieses Gebiet zu besetzen, um so mehr, als die Neutralität nur im Interesse der Schweiz und im Interesse ihrer Vertheidigung gegen einen von Westen kommenden Angriff gewährt und auch nur in dieser Beziehung von der Schweiz wirklich angenommen wurde. Es herrschte eine Zeit lang am Wiener Kongreß die Ansicht, daß das ganze südliche Ufer des Genfer=Sees zu der Schweiz, beziehungsweise zum Kanton Genf geschlagen werden sollte, ein Geschenk, gegen welches sich die aus der Restauration hervorgegangene aristokratische Regierung Genfs und die derselben Cotterie angehörenden

schweizerischen Abgeordneten am Wiener Kongreß mit aller Energie wehrten, indem sie fürchteten, durch die katholische Majorität der neugewonnenen Bezirke in ihrem Protestantismus geschädigt zu werden. In Folge dessen kam man darauf zurück, dasjenige Gebiet für neutral zu erklären, das in den Kreis der schweizerischen Vertheidigung gezogen werden muß, sobald diese angegriffen wird; ein Gebiet, dessen Grenzen vollkommen bezeichnet werden, wenn man darin die sämmtlichen Thäler begreift, deren Ausflüsse in den See, in die Arve oder in die Rhone bis zum Fort d'Ecluse münden.

In dem zweiten Pariser Frieden wurde die Grenzlinie des Neutralitätsgebietes, man darf wohl sagen, in der dümmsten Weise bestimmt, die nur irgend aufzufinden war, indem man, ohne Rücksicht auf Terrain, Lage, Möglichkeit der Behauptung u. s. w. zu nehmen, eine gerade Linie zog, die von Ugine im Thale des Flon an der Südspitze des Sees von Annecy vorbei nach dem Bourget-See gezogen werden sollte. Mit vollem Rechte ist bemerkt worden, daß die Schweiz diese Linie nie angenommen hat, daß sie die Verpflichtung, dieselbe zu schützen, nicht annehmen wird und nicht annehmen kann, weil eben dieser Schutz eine reine Unmöglichkeit ist.

Seit der Erbauung des Schienenweges von Culoz nach Aix und Chambery hat die Frage über die Bestimmung der schweizerischen Neutralitätslinie noch insofern eine erhöhte Bedeutung gewonnen, als bei

der Annahme der genannten Linie von Ugine das Kopfende dieser Linie in der Erstreckung einer Stunde etwa in das Bereich des Neutralitätsgebietes fallen würde, während die früheren Fahrstraßen von Frankreich nach Chambery alle außerhalb dieses Gebietes sich befanden. Die Bestimmung des Neutralitätsgebietes hatte also durchaus nicht den Zweck, die Kommunikation zwischen Frankreich und Chambery aufzuheben, und die Schweiz ist vollkommen im Rechte, wenn sie die Verpflichtung, Truppenzüge über diese Eisenbahn nicht zu gestatten, entschieden zurückweist und sich darauf beschränkt, vorkommenden Falles das Neutralitätsgebiet nur insoweit in Anspruch zu nehmen, als es zur Vertheidigung ihres eigenen Gebietes nöthig ist.

Wir sind fest überzeugt, daß die ganze Schweiz wie Ein Mann zu den hier angedeuteten Grundzügen ihrer Politik stehen wird, daß die Bundesversammlung den Bundesrath einstimmig darin unterstützen und jegliche Mittel zur Behauptung dieser Stellung gewähren wird. Aufrechthaltung der schweizerischen Unabhängigkeit — dies ist gewiß der erste Gedanke, der sich in jedes Einzelnen Brust kund gibt, und gewiß ist dieses Gefühl bei dem engeren Anschluß, den die neue Bundesverfassung gewährt hat, nur um so reger und inniger geworden — ein bedeutender Fingerzeig für Deutschland!

Wir dürfen uns deswegen nicht verhehlen, daß verschiedene Strömungen der Sympathie in den einzelnen Kantonen herrschen. Die westlichen Kantone

finden sich durch Nationalität, Sprache, Interessen und Handelsverbindungen mehr mit Frankreich, die kleinen Kantone durch Konfession, Grenzbeziehungen und politische Annäherung mehr mit Oestreich verwandt. Oestreich unterstützte den Sonderbund mit Waffen und Geld, Oestreich trat stets für die politische Richtung dieser Kantone mit seinem ganzen diplomatischen Gewicht in die Schranken. Es darf also kein Wunder nehmen, wenn man hier den östreichischen, dort den französisch-italienischen Waffen vorzugsweise glücklichen Fortgang wünscht, und wenn vielleicht die eine oder die andere Frage je im Interesse der einen oder der anderen kriegführenden Macht schärfer betont wird; weiter aber, das können wir mit Bestimmtheit versichern, gehen diese Sympathieen in keinem Falle.

In den **kleineren Staaten des deutschen Bundes** herrschen je nach Lage und Konfession, nach geschichtlichen Beziehungen der Stämme und Familienverbindungen der herrschenden Häuser sehr verschiedene Einflüsse, die häufig selbst dauernde Widersprüche zwischen Regierung und Volk erzeugen. Dem östreichischen Einflusse vollständig unterworfen ist vor allen Dingen Baiern, das ebenso gerne Großmacht spielen möchte, wenn auch mit ungleich geringerem Rechte als Sardinien, welchem das bairische Organ der Allgemeinen Zeitung täglich diese Tendenz vorwirft. Nur

in den Liebhabereien seiner Könige, die man als unschuldige Privatspielzeuge betrachtete, ließ Oestreich Baiern die freie Hand, im Uebrigen ist die Regierung nur ein zugewandter östreichischer Ort und auch das Volk großentheils mit dem östreichischen Interesse so sehr verwachsen, daß man Baiern als eine laxer verbundene Provinz des Kaiserstaates betrachten kann. Dies zeigt sich auch in den jetzigen Verhältnissen. Die Kammern ergehen sich in patriotisch=östreichisch=deutschen Anträgen, die Regierung gibt zu verstehen, daß ihre Vermittelung und ihr energisches Auftreten vielleicht noch der Politik Europas eine friedliche Wendung geben könnte, und Herr von der Pfordten führt eine Sprache, als wäre Lord Derby nur der Vertreter eines Reuß=Greiz, er aber der Donnerer, dessen Kopfnicken die Welt bewegt. Baiern wiegt so unendlich schwer in den Schalen des europäischen Gleichgewichtes! In geheimer Sitzung wird sogar noch weiter gegangen und das früher beanstandete Kriegsbüdget, welches man mit einer den Stockprügeln durchaus abholden Kammer wahrscheinlich nicht hätte durchbringen können, mit Enthusiasmus nicht nur genehmigt, sondern sogar erhöht. Zugleich flattern täglich aus dem Augsburger Neste kolossale Enten aus, dazu bestimmt, die Großmachtseier in den journalistischen Gebüschen des In= und Auslandes abzulegen. — Der Kaiser Napoleon ist entsetzlich erbost über Herrn von Lerchenfeld und dessen jetzt aufgetauchten Patriotismus, von welchem im Jahre 1848 noch nichts zu bemerken war; der Kaiser Na=

poleon hat bei dem letzten Balle dem bairischen Gesandten Herrn von Wendland den Kopf zu waschen gesucht, dieser aber mit so viel Würde, mit so viel Bewußtsein seiner europäischen Wichtigkeit geantwortet, daß der Kaiser in sich gegangen ist und offenbar Betrachtungen angestellt hat über die schiefe Lage, in welche ihn die Parteinahme Baierns versetzen werde. Jetzt kommt sogar ein tiefer Politiker, der gefunden hat, Baiern habe das Mittel zur Lösung in der Hand; es möge seine Truppen Oestreich zur Verfügung stellen; Frankreich müsse dann Baiern angreifen; der deutsche Bund müsse dann Baiern vertheidigen; von allen Seiten müsse marschirt werden, und Baiern habe dann sich, Deutschland, Europa, die Welt gerettet. Indem die großen politischen Meister des Wiener Kongresses Baiern eine französische Grenze gegeben, hätten sie diese Rolle Baierns im Voraus auf den dunkeln Hintergrund der Zukunft geschrieben. O heilige Einfalt! — So viel aber geht aus Allem hervor, daß Baiern aus dynastischen und konfessionellen Rücksichten unbedingt zu Oestreich stehen und diesem gerade so weit nachfolgen wird, als es seine Stellung überhaupt nur irgend gestattet.

Ganz in der östreichischen Strömung befindet sich ferner die königlich sächsische Regierung, in diesem Falle, wie in vielen anderen, losgelöst von dem Volke, dem diese Tendenz gewiß nicht behagt. Sachsen hat die Hand Preußens am schwersten gefühlt; es hat seine Bundesgenossenschaft mit Napoleon

durch den Verlust einiger seiner schönsten Provinzen bitter gebüßt, und es weiß sehr wohl, daß das Erzgebirge gewissermaßen nur eine Fortsetzung des Riesengebirges ist, und Preußen erst dann eine natürliche Grenze erhält, wenn die Wasserscheide des Erz- und Fichtelgebirges durch den weißen Main und die Mainlinie bis nach Mainz fortgezogen wird. Beständig dem Griffe des Adlers ausgesetzt wird aber Sachsen, trotz aller Sympathie für Oestreich, doch sich mit ängstlicher Genauigkeit auf einer solchen Linie halten, daß es keinem der beiden Nachbarn, zwischen welche es eingeklemmt ist, Gelegenheit zu ernstlichen Klagen gibt.

Wie es östreichische Satelliten gibt, so auch preußische. Mecklenburg ist das preußische Baiern, Baden sein Sachsen; — Berlin ist die zweite Heimath der Mecklenburger Herzöge, das mecklenburgische Feudalwesen der Angelpunkt, um welchen sich die Wünsche der pommerschen Junker drehen. Preußen regiert indirekt in Schwerin und Strelitz, wie Oestreich indirekt in München. Der badische Thron verdankt seine Festigung den preußischen Bataillonen; der jetzige Großherzog ist durch Familienbande eng an die preußische Königsfamilie geknüpft. Es herrscht also hier dasselbe Verhältniß wie in Sachsen: Der Hof geht mit Preußen, das Volk aber, darüber kann kein Zweifel obwalten, schließt sich in diesen Sympathieen der regierenden Familie gewiß nicht an. Das Breisgau ist sogar eben so gut wie Oberschwaben durch die Bande der Sympathie und der Konfession, durch

alte Erinnerungen an Vorderöstreich, zu dem es einst gehörte, noch immer fester an den Kaiser und den Kaiserstaat geknüpft, als man es nach so langer Trennung vermuthen sollte.

Ganz dem preußischen Interesse ergeben sind ferner Hessen-Kassel, Braunschweig, Oldenburg; abgeneigt und mehr zu Oestreich gewandt Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau und Hannover. Diejenigen deutschen Staaten, welche aus der napoleonischen Bundesgenossenschaft den Vortheil der Vergrößerung und der Rangserhöhung dadurch zogen, daß sie zu rechter Zeit abfielen, diese erinnern sich noch lebhaft daran, mit wie vielen Mühen sie sich auf dem Wiener Kongresse gegen die Einigungstendenzen Preußens zu wehren hatten, und in jeder Regierung dieser Einzelstaaten lebt heimlich der Wunsch fort, bei vorkommender Gelegenheit dasselbe Spiel wieder zu beginnen und auf Kosten eines kleineren Nachbars zu enden. Jedes Staatsmännlein, das die Geschicke eines Gebietes lenkt von der Größe eines Regierungsbezirkes in Preußen, hält sich für fein und geschickt genug, vorkommenden Falles aus dem Strudel, nicht nur seine Selbstständigkeit, sondern auch eine Vergrößerung an Land und Leuten herauszufischen, und jeder sucht in Folge dessen beim Beginne einer Krisis seine Blicke und Sympathieen je nach der einen oder anderen Seite zu lenken.

Man kann Oestreich gerade keine Vergrößerungstendenzen den deutschen Staaten gegenüber vorwerfen, während Preußen im Gegentheile, wie wir schon aus-

geführt haben, auf eine solche Vergrößerung angewiesen ist. Hannover namentlich muß beständig auf der Wache stehen, um sich gegen allzu freundliche Umarmungen seines lieben Nachbars zu wehren, und so sehen wir es auch jetzt wieder in Manifestationen voranschreiten, die weit weniger der Ausdruck patriotischer Ueberzeugung, als vielmehr des Mißtrauens gegen den angrenzenden Bundesgenossen sind. Freilich ist auch hier das erste wahrhaft anerkennenswerthe Wort über die Lage gesprochen worden, indem Herr von Bennigsen in der Kammer zugleich Garantieen gegen Oestreich forderte.

Von den übrigen kleinen Staaten Deutschlands ist wohl kaum zu reden. Ob Nassau Pferde auszuführen verbietet und sein Herzog Toaste bringt, ob Sachsen-Koburg dagegen Opern komponirt und Romane schreiben läßt, das wird, denken wir, weder auf den Lauf der Gestirne, noch auf denjenigen der politischen Geschichte irgend einen bemerkbaren Einfluß äußern. Kleine Figürchen auf dem europäischen Maskenballe tauchen diese Gestalten auf und verschwinden, ohne weiteres Interesse erregen zu können, als dasjenige des eigenen Angehörigen, und deren Zahl ist, wie wir wissen, nicht allzu bedeutend.

Viel Stäbe machen ein Bündel und so dürfen wir uns wohl erlauben, hier nach dem deutschen Bunde im Ganzen zu fragen. Es bedürfte eines solchen Anstoßes, wie der jetzige, kaum, um auf's Neue den ganzen Jammer zu zeigen, in welchen Deutschland

versunken ist, um auf's Neue zu zeigen, daß die Einigung eine Illusion, genährt im Herzen des Volkes, aber stets auf's Neue wieder zu nichte gemacht durch die Regierungen der Einzelstaaten und deren Sonderinteressen. Unfähig zu jedem Schritte vorwärts hat sich der deutsche Bund auf's Neue als das bewährt, was er nach dem Plane der Diplomaten sein sollte, als ein Hemmschuh der Einigung, als eine Bremsmaschine für jede nationale Bestrebung, als ein Sicherheitsventil gegen jede Freiheitsäußerung des deutschen Volkes. Welches auch der Weg sein mochte, den in der gegenwärtigen Krisis Deutschland einzuschlagen hat, das ist keine Frage, daß es als Ganzes betrachtet einen bestimmten Weg mit Energie gehen mußte, während jetzt dieser unselige Bundestag, dieser unselige Bund, dieses unselige Deutschland, einem Trunkenen gleich, um den Wegweiser herumtaumelt und vergebens die Brillen sucht, mit welchen es die Inschriften auf den verschiedenen Armen desselben lesen könnte. Und wie könnte dies auch anders sein? Wie wäre es möglich, daß ungetheilte Interessen in einem Staatenbunde existiren könnten, dessen Hauptglieder mit Gewalt zu auswärtigen Interessen hingestoßen werden? Wie die Braut in der Fabel kommen soll, nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege, nicht nackend und nicht bekleidet, nicht geritten, nicht gefahren und nicht gegangen, so kommt auch bei allen Fragen, welche die politische Existenz Deutschlands betreffen, der deutsche Bund nackend und hülflos im Fischgarne, den Fuß im

Wagengeleise schleifend und hängend an des Esels Schwanz, der außer dem Wege trabt. Ein Bund, mag er nun ein Staatenbund oder ein Bundesstaat sein, wird niemals in Wirklichkeit seinem Zwecke entsprechen können, so lange er Glieder besitzt, die ihm nicht nur nicht angehören, sondern sogar durch ihre Stellung darauf angewiesen sind, dem Bunde geradezu feindliche Interessen zu verfolgen. Dies ist aber bei dem deutschen Bunde der Fall! Ist nicht der König von Holland durch seine Provinz Luxemburg Mitglied des deutschen Bundes? Und liegt es nicht im Interesse dieses Königs von Krämern, den vertragsmäßig freien Rhein an seiner Mündung zu knebeln und den Handel Deutschlands zum Nutzen seines Hollands so viel möglich zu unterbinden? Ist nicht der König von Dänemark Mitglied des deutschen Bundes für Holstein und Lauenburg? Und liegen nicht die dänischen Wachschiffe in der Elbe, auch diesen deutschen Strom blokirend? Will man behaupten, daß das Bundesglied Dänemark vorwiegend deutsche Interessen habe? Hat nicht die Krone Preußen das Großherzogthum Posen als steten Dorn in ihrem Fuße? Und liegt nicht das wahrhaft deutsche Land Ostpreußen außerhalb des Bundes, um als Pivot einer russischen Politik dienen zu können, wie dies auch Jahrzehnte hindurch geschehen ist? Liegt nicht Oestreich mit dem größten Theile seiner Besitzungen außerhalb des Bundes, und muß es deshalb nicht, wie wir oben nachgewiesen haben, nothwendig diesem Bunde feindliche Interessen verfolgen?

versunken ist, um auf's Neue zu zeigen, daß die Einigung eine Illusion, genährt im Herzen des Volkes, aber stets auf's Neue wieder zu nichte gemacht durch die Regierungen der Einzelstaaten und deren Sonderinteressen. Unfähig zu jedem Schritte vorwärts hat sich der deutsche Bund auf's Neue als das bewährt, was er nach dem Plane der Diplomaten sein sollte, als ein Hemmschuh der Einigung, als eine Bremsmaschine für jede nationale Bestrebung, als ein Sicherheitsventil gegen jede Freiheitsäußerung des deutschen Volkes. Welches auch der Weg sein mochte, den in der gegenwärtigen Krisis Deutschland einzuschlagen hat, das ist keine Frage, daß es als Ganzes betrachtet einen bestimmten Weg mit Energie gehen mußte, während jetzt dieser unselige Bundestag, dieser unselige Bund, dieses unselige Deutschland, einem Trunkenen gleich, um den Wegweiser herumtaumelt und vergebens die Brillen sucht, mit welchen es die Inschriften auf den verschiedenen Armen desselben lesen könnte. Und wie könnte dies auch anders sein? Wie wäre es möglich, daß ungetheilte Interessen in einem Staatenbunde existiren könnten, dessen Hauptglieder mit Gewalt zu auswärtigen Interessen hingestoßen werden? Wie die Braut in der Fabel kommen soll, nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege, nicht nackend und nicht bekleidet, nicht geritten, nicht gefahren und nicht gegangen, so kommt auch bei allen Fragen, welche die politische Existenz Deutschlands betreffen, der deutsche Bund nackend und hülflos im Fischgarne, den Fuß im

Wagengeleise schleifend und hängend an des Esels Schwanz, der außer dem Wege trabt. Ein Bund, mag er nun ein Staatenbund oder ein Bundesstaat sein, wird niemals in Wirklichkeit seinem Zwecke entsprechen können, so lange er Glieder besitzt, die ihm nicht nur nicht angehören, sondern sogar durch ihre Stellung darauf angewiesen sind, dem Bunde geradezu feindliche Interessen zu verfolgen. Dies ist aber bei dem deutschen Bunde der Fall! Ist nicht der König von Holland durch seine Provinz Luxemburg Mitglied des deutschen Bundes? Und liegt es nicht im Interesse dieses Königs von Krämern, den vertragsmäßig freien Rhein an seiner Mündung zu knebeln und den Handel Deutschlands zum Nutzen seines Hollands so viel möglich zu unterbinden? Ist nicht der König von Dänemark Mitglied des deutschen Bundes für Holstein und Lauenburg? Und liegen nicht die dänischen Wachschiffe in der Elbe, auch diesen deutschen Strom blokirend? Will man behaupten, daß das Bundesglied Dänemark vorwiegend deutsche Interessen habe? Hat nicht die Krone Preußen das Großherzogthum Posen als steten Dorn in ihrem Fuße? Und liegt nicht das wahrhaft deutsche Land Ostpreußen außerhalb des Bundes, um als Pivot einer russischen Politik dienen zu können, wie dies auch Jahrzehnte hindurch geschehen ist? Liegt nicht Oestreich mit dem größten Theile seiner Besitzungen außerhalb des Bundes, und muß es deshalb nicht, wie wir oben nachgewiesen haben, nothwendig diesem Bunde feindliche Interessen verfolgen?

Wir werden später noch von dem Kriegsfalle speziell reden; hier aber glauben wir einzig und allein durch die Aufzählung dieser Anomalien schon gezeigt zu haben, daß der deutsche Bund die Bedingungen einer wirklich thatkräftigen Existenz durchaus gar nicht besitzt, und daß er diese nur erringen kann, wenn er sich seiner nichtdeutschen Anhängsel entledigt und ein homogenes festgeschlossenes Ganzes bildet, in dem nur ein Interesse, nur ein politischer Gedanke leben und existiren kann.

Von der inneren Konstitution des deutschen Bundespolizeibündnisses, das zu politischer Ohnmacht verdammt ist, wollen wir nicht reden. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man darüber ein Wort verlieren. Nur darauf wollen wir hinweisen, daß in solchen kritischen Momenten, wie der jetzige ist, es unzweifelhaft vorliegt, welche ungemeine Kraft das deutsche Volk aus einer zentralen Vertretung gezogen hätte, in welcher Debatten über die politische Lage und eine Aufklärung über dieselbe hätten stattfinden können. So oft es noch eine Gefahr gegeben hat, haben die deutschen Regierungen aus der Niederträchtigkeit der Entzweiung, aus der Erbärmlichkeit der Lage, die sie sich selbst durch inneren Hader erzeugt, nicht anders sich erretten können, als indem sie an die tiefnachhaltige Kraft des Volkes appellirten, und jedesmal ist nach der Rettung die Leichtgläubigkeit des Volkes in der bittersten Weise mißbraucht und getäuscht worden. Auch jetzt wieder wird eine solche Periode der

Täuschung eingeleitet; auch jetzt wieder appellirt man an diese Volkskraft, indem man zugibt, daß tiefgreifende Veränderungen stattfinden müßten, und auch jetzt wieder wird das Volk betrogen werden, wie es früher betrogen wurde. Denn nach dem Siege, den es erficht, wird man aufs Neue finden, daß die Nothwendigkeit nicht vorliege eingegangene Versprechungen zu halten! Ich habe mich nie prophetischer Eigenschaften gerühmt, aber ich darf doch wohl daran erinnern, daß ich im Jahre 48 auf der Tribüne sagte, man habe das deutsche Volk betrogen im Jahre 1813 durch die Proklamation von Kalisch, man habe es aufs Neue betrogen im Jahre 1830, und man werde es zum dritten Male betrügen im Jahre 1848. Die Phrophezeiung ist in Erfüllung gegangen und so, wie die politische Bewegung jetzt eingeleitet und fortgeführt worden ist, so wird auch diesmal dieselbe Täuschung Platz greifen und die Bewegung vorüber gehen, um noch tieferer Erniedrigung Platz zu machen. Reißt Oesterreich nun aus der Patsche, setzt Euere Kraft ein für Erhaltung des faulen Friedens, für Bewahrung einer trügerischen Ruhe, für Stützung dieses unnatürlichen, ohne Euch in sich selbst zusammenbrechenden Kaiserstaates, und Ihr werdet die Früchte Euerer Thorheit und Leichtgläubigkeit nur zu bald kosten! Treu seiner Gewohnheit wird Oestreich auch hier wieder die Welt durch die Größe seines Undankes in Erstaunen setzen. Es wird nach der Rettung finden, daß der deutsche Bund vollkommen hinreichend organisirt sei, um ihm in seinen Händeln die Stange

zu halten', und im Bewußtsein dieses Genügens wird es alle Kräfte aufbieten, alle Intriguen in Bewegung setzen, um den deutschen Bund gerade so zu lassen, wie er ist, und jede Reform, in welchem Sinne sie auch sei, vollständig zu vereiteln.

Die Frage ist jetzt nicht die: Wollen wir uns wehren gegen einen äußeren Feind, der uns nicht angreift, der uns nicht bedroht, den wir uns erst schaffen müssen — sondern die Frage ist die: Wollen wir diese verrotteten Zustände erhalten und sie mit unserem Blute fester kitten zu dauernder Erniedrigung und Schwächung des Vaterlandes?

III.

Deutschland und die Bewegung.

Welches ist das Verhältniß des deutschen Bundes zu Oestreich im Falle eines Krieges in Italien, so lange dieser Krieg sich innerhalb der außerdeutschen Provinzen Oestreichs hält und die deutsche Grenze nicht berührt? Die Antwort hierauf ist vollkommen einfach. Wird deutsches Bundesgebiet verletzt, so ist der Bund verpflichtet mit seiner ganzen Macht gegen die Verletzung einzustehen; bleibt das Bundesgebiet unberührt, so liegt es vollkommen in der freien Wahl der übrigen Bundesglieder und zwar der engeren Versammlung, ob der Bund das außerdeutsche angegriffene Gebiet eines Bundesgliedes schützen soll oder nicht. Dieß geht aufs Klarste aus folgenden Bestimmungen hervor:

Der Artikel XI. der deutschen Bundesakte lautet: „Alle Mitglieder des Bundes versprechen sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen unter dem Bund be-

griffenen Besitzungen.“ Der Artikel XLVII der Wiener Schlußakte lautet: „In den Fällen wo ein Bundesstaat in seinen außer dem Bund belegenen Besitzungen bedroht oder angegriffen wird, tritt für den Bund die Verpflichtung zu gemeinschaftlichen Vertheidigungsmaßregeln oder zur Theilnahme und Hülfeleistung nur insofern ein, als derselbe nach vorgängiger Berathung durch Stimmenmehrheit in der engern Versammlung Gefahr für das Bundesgebiet erkennt. Im letztern Falle finden die Vorschriften der vorhergehenden Artikel (für einen Bundeskrieg) ihre gleichmäßige Anwendung.“

Die einzige Frage, um die es sich also hier handelt, ist nun die, ob man in der That Gefahr für das Bundesgebiet darin erkennen will, daß Oestreicher auf der einen, Piemontesen und Franzosen auf der andern Seite sich in den Ebenen des Po, des Mincio und der Etsch herumklopfen, und ob man in diesem Falle nur gemeinschaftliche Vertheidigungsmaaßregeln treffen, oder noch einen Schritt weiter gehen und hülfeleistend Theil nehmen soll. Die Frage ist wohl einer genaueren Untersuchung werth; denn das vielstimmige Geschrei der Zeitungen und einiger Kammern, worunter wir namentlich die so äußerst freisinnige würtembergische Ritterschaft hevorheben, hat die ganze Frage so verwirrt und unkenntlich gemacht, daß es schwer ist, sich herauszufinden. Fast sollte man glauben, es sei gar nicht mehr von einem Kriege am Po, sondern nur von einem solchen am Rheine die Rede; es würden Armeen nicht nach dem Süden, sondern nach dem Norden

und Osten Frankreichs vorgeschoben; als rüste nicht der Sardinier, sondern der Holländer und Belgier zum Angriff auf Deutschland. Oestreich wechselt wie ein Chamäleon seine Farbe. Im Dezember noch rein schwarz-gelb hat es sich jetzt schon durch seine in Deutschland gewonnenen Organe soviel Roth dazwischen hineinpinseln lassen, daß es ganz in den alten, bislang verbotenen Reichsfarben schillert, und wenn der jetzige Schwebezustand noch eine Weile dauert, wenn die Verhandlungen des Kongresses sich in die Länge ziehen und ungünstige Chancen für Oestreich bieten, so darf man am Ende gar erwarten, daß das Roth gänzlich überhand nehmen und das deutsche Volk mit Erstaunen inne werde, daß nicht nur eine Volksvertretung am Bunde, sondern auch die Herstellung des Parlamentes und des Reichsverwesers der stete heiße Wunsch Oestreichs gewesen sei. Hat ja doch schon die „Allgemeine Zeitung“ einen Liebesarm zum Umfangen der Flüchtlinge in die Ferne gestreckt.

Wir können die Verkehrtheit, mit welcher so viele Leute jetzt wissentlich oder unwissentlich die Lage betrachten, nicht besser kennzeichnen, als indem wir dieselben Prinzipien, die man jetzt proklamirt, auf andere deutsche Bundesglieder mit nicht-deutschen Gebieten ausdehnen. Das Königreich Dänemark, das Königreich Holland stehen ganz in demselben Verhältnisse zu Deutschland, wie Oestreich; der kleinere Theil ihrer Bevölkerung und ihres Gebietes gehört dem deutschen Bunde an, der größere Theil ist außerdeutsch; die Interessen

sind denjenigen des deutschen Bundes entgegengesetzt; die große Mehrheit der Bewohner des Gesammtstaates gehört nicht der deutschen Nationalität an; ja Holland und Dänemark stehen in dieser Beziehung noch in günstigerem Verhältnisse als Oestreich, indem bei ihnen die herrschende Nationalität der deutschen doch wenigstens verwandt ist. Und nun fragen wir einen jeden der ehrlichen Deutschen, die sich durch das Trugwerk einer heuchlerischen Presse haben blenden lassen, ob er sich auch verpflichtet fühle, Holland oder gar Dänemark zu Hülfe zu eilen, wenn deren außerdeutsches Gebiet durch irgend einen Feind bedroht würde? Man hat in Holstein wacker gestritten und ist unterlegen; man kämpft jetzt noch einen unerquicklichen parlamentarischen Kampf fort, weil die Krone Dänemark einen Gesammtstaat mit einer Gesammtverfassung schaffen will und die Sonderstellung der deutschen Herzogthümer darin aufgehen lassen will. Hat Oestreich etwa weniger gethan? Hat es nicht ebenfalls den Gesammtstaat proklamirt? Hat es nicht ebenfalls Deutsche und Slovaken, Böhmen und Ungarn, Polen und Italiener in einen und denselben Topf geworfen, noch obenein ohne Verfassung und ohne Volksvertretung?

Die Lagen sind also vollkommen dieselben. Setzen wir nun einmal den Fall, Dänemark wäre des Sundzolles wegen, der ihm durch Verträge gesichert war, von Nordamerika, von England, von Rußland her angegriffen worden; will man mir glauben machen, daß ganz Deutschland auf die Beine gesprungen wäre, seine

Bataillone auf die Inseln geschickt und den Bundesschutz für Dänemark proklamirt hätte? Wahrlich, derjenige, der einen solchen Vorschlag gemacht hätte, würde als eine Blüthe höheren Blödsinns höchstens vom Kladderadatsch feierlich unter die Zahl seiner Gelehrten aufgenommen worden sein!

Aber, sagt man, es ist Gefahr für das Bundesgebiet, der Erbfeind droht, sein eigentliches Ziel ist der Rhein. So schütze man diesen und schütze das Bundesgebiet; man erkläre fest, daß die geringste Verletzung dieses Gebietes unmittelbar den Bundeskrieg zur Folge haben werde; man bewaffne, besetze und verproviantire die Festungen; man mache die Kolonnen marschbereit, wenn man will, damit sie auf der Stelle, ohne lange zu fackeln, im Falle einer Gebietsverletzung im Süden auf dem kürzesten Wege gegen Paris vordringen können! Das wäre weise, im Falle die Befürchtungen gegründet wären. Aber man halte sich auch strenge an die Verpflichtungen der Bundesverfassung und gehe keinen Schritt über dieselben hinaus. Oder soll der deutsche Bund beständig in die Lage gesetzt werden, seine militärischen Kräfte zum Schutze für Gebietstheile aufrecht zu erhalten, die ihn von Haut und Haaren nichts angehen, im Gegentheile ihm nur Verlegenheiten bereiten und seine Bundesglieder auf dem Bunde feindliche Interessen hinlenken? Es ist Zeit, diese Frage, wenn nicht zu einer theoretischen, so doch zu einer praktischen Lösung zu bringen. Seit dem Wiener Frieden hat der Schutz des Bundes-

gebietes selbst gegen auswärtigen Angriff noch keines Soldaten Fuß in Bewegung zu setzen gebraucht. Aber der Bund selbst hat Kriegsanstrengungen machen müssen, um gegen das Bundesglied Dänemark die Rechte der Herzogthümer zu schützen und an jenem Kriege Theil zu nehmen, den der König von Dänemark von seinem Standpunkte aus als eine Empörung der von Gott- und Rechtswegen ihm angehörigen Provinz behandelte. Preußen hat in seiner außerdeutschen Provinz Posen Krieg geführt gegen die von ihm als Empörer behandelten Polen; Oestreich hat erbitterten Krieg geführt in seinen außerdeutschen Königreichen gegen die von ihm als Revolutionäre behandelten Ungarn und Italiener. Wer anders hat unter allen diesen Kämpfen, Kriegen und Schlachten mehr gelitten, als die deutschen Provinzen und mittelbar durch sie der deutsche Bund? Wo irgend Komplikationen entstanden sind, stets sind sie von diesen außerdeutschen Gebieten ausgegangen, und von dem Besitze derselben hat Deutschland keinen andern Vortheil gehabt, als Kosten an Blut und Geld, als Schwächung seiner Macht, als Zerrüttung seiner innern Verhältnisse. Laßt die jetzige Gelegenheit zur Aenderung vorüber gehen, und diese Zustände werden fortdauern, so wie sie seit dem Wiener Frieden beständig fortgedauert haben. Sie werden sich nicht ändern, so lange dem deutschen Bunde diese außerdeutschen Gebiete um Arme und Beine herumpflampen und die Gelenke wund reiben, an denen sie befestigt sind. Diese außerdeutschen Provinzen sind

beständige Fontanelle, welche Saft und Kraft aus dem Körper an sich ziehen und als übelriechende Jauche absondern. Ihr Besitz schwächt, wie ein chronischer Abszeß, statt zu stärken und eine wahrhaft deutsche Politik, welche ein Gesammtziel im Auge hätte und dieses verfolgte, würde sich als nächstes Ziel die Verwirklichung des einzig richtigen Grundsatzes stellen, der da heißt: kein Bund kann außerbündische Besitzungen haben.

Man hat vielfältig und wiederholt in der letzten Zeit an das deutsche Herz appellirt. Wir wollen uns an den deutschen Kopf wenden, der bis jetzt immer noch eine gewisse Geltung sich in der Welt errungen hat. Den richtigen Augenblick zu erfassen, in welchem man einen politischen Zweck erreichen kann, ist eine Hauptaufgabe für den praktischen Politiker. Von der Erkenntniß dieses Augenblickes hängt das Gelingen des Unternehmens ab. Nun denken wir, sollte man denn doch aus Erfahrung wissen, daß noch niemals in ruhigen Zuständen, bei politischer Ebbe auch nur die mindeste Aenderung in den jammervollen Zuständen Deutschlands erreicht werden konnte; daß nur in Zeiten der Bedrängniß von Außen oder Innen, durch Krieg oder Revolution, die Regierungen sich herbeiließen, Aenderungen dieser Zustände zu versprechen, welche sie schnell wieder zurückzogen, sobald ihr Besitzstand aufs Neue wieder gesichert war. Die Umgestaltung des deutschen Bundes, seine festere Konzentration kann einzig und allein die Garantie seines Besitzstandes

geben; alle übrigen Auskunftsmittel sind elende Verklebungen der Risse, die unter der trügerischen Decke stets weiter klaffen werden. So gilt es denn auch jetzt in den Zeiten der Noth und der äußern Bedrängniß, die über Oestreich hereinbrechen, und die der beabsichtigte Kongreß nur um einige Monate hinausschiebt; — so gilt es jetzt, den Augenblick zu benutzen zu einer neuen Konstituirung des deutschen Bundes auf neuen Grundlagen. Statt jener patriotischen Kundgebungen in den Kammern, die man höchstens, wie in Würtemberg, mit einem gelinden Seitenblick auf etwa allergnädigst zu gewährende Freiheiten und Rechte verquickt, und die wahrhaftig aus der Ferne fast aussehen, wie die Sprünge der Heerde an demjenigen Orte, wo der Schäfer dem Leithammel den Stock hinhielt; statt dieser Vertrauensseligkeit, womit man wieder jede Verbesserung der inneren Zustände der Zukunft und der Zeit n a ch der Rettung aus der Noth anheimstellt, verlangen wir ein männlich festes Auftreten, das mit Bewußtsein sich ein Ziel steckt und dieses verfolgt; wir verlangen, daß jene Partei, welche die Einheit Deutschlands vor Allem im Herzen trägt, auch diese wirkliche Einheit als Bedingung ihres Einschreitens setze; daß sie erkläre, die Zeit sei gekommen, wo Fürsten und Völker, wenn denn nun einmal beide zusammen existiren sollen, auch zusammen stehen sollen, um den Bund wirklich zu konstituiren und auf dasjenige Gebiet zu beschränken, welches wahrhaft deutsch und wirklich nothwendig zur Behauptung seiner Gren-

zen und seiner Interessen ist. Will man dies mit wirklichem Ernste, so kann es leicht als Preis der Hülfe nicht nur hingestellt, sondern auch errungen werden. Verschiebt man es bis zur Beendigung der Krisis, so müßte man wahrhaftig ein schlechter Prophet sein, um nicht voraussagen zu können, daß dann diese Grundbedingung eines wahrhaften Deutschlands aufs Neue so lange in das Reich der frommen Wünsche gehören wird, als Friede und Ruhe bleibt.

„Aber die Verträge? höre ich sagen! Sie sollen und müssen gehalten werden! Schlagt denjenigen nieder, der sie bricht oder verletzt! Diese Verträge garantiren die Ruhe Europas; — wehe dem, der sie nicht hält!" Wir suchen vergebens diese Unverletzlichkeit der Verträge seit ihrem Abschluß! Wir haben vergebens in den Verträgen von Wien und Paris ein Königreich Belgien gesucht; — es existirt nur in Folge Vertragsbruchs, begangen vom belgischen Volke gegenüber einem Mitgliede des deutschen Bundes, dem Könige von Holland, dem kein Mensch zu helfen gedachte, der deutsche Bund am allerwenigsten. Und doch ist der König von Holland eben so gut Bundesglied, als der Kaiser von Oestreich, und doch war ihm der Besitz dieser Provinz Belgien zugesichert durch die europäischen Verträge ganz mit derselben Heiligkeit und Feierlichkeit, mit welcher dem Kaiser von Oestreich der Besitz seiner lombardischen Provinzen zugesagt ist, und dieselben strategischen Raisonnements, womit man die Nothwendigkeit des Besitzes der norditalienischen Pro-

vinzen für die Sicherheit der Grenzen Deutschlands betont, sind zur Zeit hinsichtlich Belgiens nicht minder in das Feld geführt worden. Aber der Vertragsbruch existirt nun doch und er existirt, wohlbemerkt! nur in Folge französischen Einschreitens. Hätte Frankreich nicht sein Schwert in die Waagschale gelegt, so wäre sicher Holland hinreichend stark genug gewesen, Belgien aufs Neue zu unterwerfen. So aber nahmen England und Frankreich Belgiens Partei, wie jetzt Frankreich diejenige Italiens, und der Vertragsbruch wurde von allen Mächten feierlich sanktionirt.

Sind die Verträge also wirklich unverletzlich und unverletzt?

Wir erwähnten oben schon, daß ein zweiter Vertragsbruch von Oestreich ausging. In dem Wiener Vertrag finden wir eine Republik Krakau unter der Garantie dreier Schutzmächte. Oestreich steckte sie in die Tasche trotz der lauen Protestation Frankreichs und Englands und heute finden wir nur noch eine östreichische Provinzialstadt Krakau ohne irgend eine Spur von Selbstständigkeit.

Sind die Verträge also wirklich unverletzlich und unverletzt?

In dem deutschen Parlamente zu Frankfurt saßen Deputirte aus Schleswig, aus Ostpreußen, und der Bundestag sowie das Parlament hatten feierlich erklärt, daß diese Gebiete zu dem deutschen Bunde gehörten. In den Verträgen finden wir das Gegentheil, und wenn man auch hinsichtlich Schleswigs zu ihrem Inhalte

zurückgekehrt ist, so wissen wir in der That nicht, ob hinsichtlich Ostpreußens der Vertragsbruch fortdauert oder nicht, ob man es als zum deutschen Bunde gehörig betrachtet oder nicht, was im Ganzen ziemlich einerlei scheint.

Sind die Verträge also wirklich unverletzlich und unverletzt?

Den Verträgen zu Folge sind die Napoleoniden aus Frankreich auf ewige Zeiten verbannt und alle Mächte verpflichtet, sie aus diesem Lande zu verjagen — wenn nöthig, mit Waffengewalt. Alle Mächte haben das neue Kaiserthum offiziell anerkannt und erkennen es noch an — wiel sie nothgedrungen einer großen Nation das Recht zugestehen müssen, sich selbst im Inneren so zu kustituiren, wie sie will.

Sind die Verträge also wirklich unverletzlich und unverletzt?

Die Verträge garantiren einen schweizerischen Staatenbund mit einer Tagsatzung, mit dem Bunde von 1815. Das Schweizervolk hat diesen Bund gelöst, einen Bundesstaat an die Stelle gesetzt, eine nationale Vertretung geschaffen, eine permanente exekutive Gewalt, den Bundesrath, an die Spitze gestellt. Alle Mächte haben diese Umwandlung anerkannt und erkennen sie noch an — weil sie nothgedrungen, auch einer kleinen Nation das Recht zugestehen müssen, sich selbst im Inneren zu konstituiren, wie sie will.

Sind die Verträge also wirklich unverletzlich und unverletzt?

Geht doch mit Euerer Heuchelei!

Wir wissen jetzt, wie diese Verträge zu Stande gekommen sind; wir wissen, welche Triebfedern dabei spielten, und wir kennen das klägliche Resultat ihres Abschlusses, das man mit dem Namen des europäischen Gleichgewichts bezeichnet hat, und das in jedem Augenblicke so bedenklich ins Schwanken kommt, daß es fast unmöglich scheint, seinen Waagebalken zur Ruhe zu bringen. Muß doch selbst Guizot, dieser starre Prinzipienreiter, in seinen Memoiren zugestehen, daß diese Verträge ein wahres Unheil sind, indem er sagt: „Man hat die Organisation, welche der Wiener Kongreß Europa gegeben hat, ebenso heftig angegriffen, wie die Herrschaft, welche die heilige Allianz in Anspruch nahm. Ich will diese Angriffe weder untersuchen noch bestreiten. Es ist vollkommen wahr, der Wiener Kongreß hat mehr als einmal willkürlich mit Ländern und Leuten geschaltet ohne Rücksicht auf ihre Rechte, ihre Interessen und ihre Wünsche; der Egoismus der großen, gerade siegreichen Mächte, hat in seinen Verhandlungen weit mehr Platz gegriffen, als eine großartige und freie Anschauung der Bedürfnisse der europäischen Ordnung; seine geographischen und diplomatischen Kombinationen waren weder glücklich noch gerecht; die heilige Allianz hatte großen Schreck vor den Fortschritten des politischen Lebens und der bürgerlichen Freiheit in Europa; sie hat mit vielem Aufwand großen Mißbrauch getrieben mit dem Interventionsrechte in fremden Staaten, indem sie dasjenige als allgemeines und permanentes

Recht hinstellte, was nur eine augenblickliche Ausnahme, ein durch große, direkte oder klare Interessen gerechtfertigter Zufall sein sollte.

Verträge sind wie Gesetze — der Ausdruck einer gewissen Zeitepoche und das Produkt einer gewissen Machtstellung von Parteien oder Staaten, die sich in kurzer Zeit ändern kann. Bei dem Wiener-Kongresse spielten einzig und allein die dynastischen Interessen und die Trinkgelder, welche die Diplomaten erhielten; das Leben der Völker hat unterdessen mit riesenmäßigen Schritten sich entwickelt, und dies Leben, darüber kann kein Zweifel mehr sein, verlangt einen neuen Ausdruck, ein neues Kleid für den Körper, in dem es sich bewegt. Das Bewußtsein der Nationalität hat überall frische Knospen an dem ersterbenden Baume der Politik getrieben; diese Knospen wollen sich entfalten, und wenn nicht jetzt, so werden sie später sicher die Bande brechen, in welchen sie durch die Verträge gehalten sind.

Betrachte ich mir die Bewegung, welche in den heutigen Tagen unläugbar tief in Deutschland Platz gegriffen hat, und die stets mehr an Mächtigkeit gewinnt, so finde ich darin eine außerordentlich schöne und erhebende Seite neben mannichfachen unlautern Elementen, welche sich einerseits der Bewegung selbst beimischen, anderseits dieselbe zu schlechtem Zweck zu lenken und auszubeuten suchen. Die erhebende Seite ist das nationale Gefühl, welches sich in der Bewegung selbst ausspricht, das Bedürfniß nach Einigung, die Einsicht der Nothwendigkeit, daß Deutschland als Ganzes sich eine Weltstellung erringen und eine selbst-

ständige Politik verfolgen müsse. Die erhebende Seite ist dieses engere Zusammenschließen bei dem Glauben an eine drohende Gefahr, der Ruf zu gemeinsamen Maaßregeln, der theilweise aus dem Volke heraufdringt, und dem sich alle politischen Parteien fast gleichmäßig angeschlossen haben, während die Regierungen nur zögernd und mit Widerstreben in der herrschenden Strömung mitgehen. Es ist diese ganze Bewegung ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Revolution von 48 denn doch nicht, wie Viele glauben wollten, ohne nachhaltige Wirkung geblieben ist. Sie beweist, daß der Ruf nach Einheit, der in Deutschland mit demjenigen nach Freiheit identisch ist, noch immer in den Herzen des Volkes einen Nachhall findet.

Ich finde die Bewegung vollkommen gerechtfertigt im Hinblicke auf das Gebahren der jetzigen französischen Regierung. Mit einer gewissen leicht begreiflichen Vorliebe hegt und pflegt diese letztere die Erinnerungen an den Ursprung der napoleonischen Dynastie. Bei jeder Gelegenheit wird der Schatten im grauen Rocke und kleinem Hütchen heraufbeschworen, und ebenso wie unter Louis Philipp alle Organe der Regierung und deren Anhänger das bürgerlich philiströse Wesen annahmen, so hat man jetzt mit derselben Schmiegsamkeit die martialischen kaiserlichen Moden angenommen. Das mag für die Franzosen ganz passend sein. Die Erinnerungen an die gloire de la grande nation mögen ihnen den Magen wärmen und sie immer noch glauben machen, sie spielten die erste Violine im Weltorchester. Sie mögen sich auch einbilden, ihre Begeisterung für den todten

Kaiser werde überall in der ganzen Welt getheilt, und die ganze Welt sei noch auf dem Punkte von Beranger's Liedern, Heine's Balladen und Zedlitz's Heeresschau. Die Nationaleitelkeit wird sich schwer in andere Anschauungen finden. Aber so viel ist sicher, dem gesammten Deutschland gegenüber sind diese steten Anrufungen der napoleonischen Periode eine beleidigende Erinnerung an nationale Herabwürdigung, an tiefe, durch schmähliche Regierungen und Regenten herbeigeführte Schmach. Das hat das Volk gewiß wohl gefühlt und darauf antwortet es jetzt durch seine Protestation. Es lehnt sich auf gegen eine wiederholte Herbeiführung solcher Zustände, gegen eine abermalige Erniedrigung, welche die Politik seiner Regierungen ihnen herbeiführen könnte. Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder, und wenn man von der Seine aus ruft: „Austerlitz und Jena"! so schallt deutlich die Antwort „Leipzig und Waterloo" herüber. Aber, so müssen wir fragen, was haben denn die Regierungen gethan, um diesen Sinn des Volkes zu heben und zu kräftigen? Standen sie voran als Wächter des deutschen Ehrgefühles, und ist aus ihrem bisherigen Betragen der Schluß zu ziehen, daß sie als Wächter dieser Ehre ebenfalls einstehen werden?

Vor einigen Jahren wurde die St. Helena-Medaille gestiftet nicht nur für Frankreich, auch für das Ausland und für letzteres offenbar in der Absicht, dort die napoleonischen Erinnerungen zu wecken und sich eine Partei zu bilden, — von diesem Standpunkte aus betrachtet eine Maßregel, so zweckwidrig, wie sie nur französisch nationale Regierungsverblendung ein-

geben kann. Denn das lag doch auf flacher Hand, daß nur gichtbrüchige Kerle, Leute, die keine Partei und keine öffentliche Meinung mehr machen können, da sie zum wenigsten das Alter des Jahrhunderts haben müssen, daß nur halb abgestorbene Menschen diese Medaille erhalten konnten, und daß der thatkräftige Theil der Nation höchstens dadurch geärgert und gegen die alten Gecken, die sich damit behängten, aufgebracht werden konnte. Aber auch abgesehen davon, war es doch immer eine Beleidigung gegen das Nationalgefühl, ein Faustschlag auf die deutsche Wange!

Wo ist nun die Regierung, die denselben abgewehrt oder erwidert hätte? Wo die Regierung, die in offener Sprache die Erinnerung an eine Zeit der Schmach zurückgewiesen und sich davon los gesagt hätte? Alles war mäuschenstill, Niemand muckste, Niemand wagte entgegen zu treten mit der Berufung an das deutsche Nationalgefühl. Nur jetzt, wo das Wasser schwillt und Einigen an den Hals zu gehen droht, nur jetzt fängt man an, sich daran zu erinnern, daß auch ein deutscher Bund vorhanden sei. Man wird es mit derselben Schnelligkeit vergessen, sobald die Hochwasser wieder abgelaufen sind.

Einen zweiten Grund zur Entstehung der deutschen Bewegung erkenne ich in der Art und Weise, wie die innere Verwaltung Frankreichs geführt wird. Ich bemerkte schon, daß diese solcher Art ist, um den tiefsten Widerwillen im Herzen jedes Angehörigen eines germanischen Stammes zu erzeugen. Darüber kann keine Frage sein; und daß die Abneigung um so tiefer wird, je länger diese Verwaltung in Frank-

reich dauert, darüber wird ebenfalls Niemand sich täuschen können. Aber auch hier dürfen wir wieder fragen, wer denn die Installation und die Fortdauer dieses Systemes in Frankreich begünstigt hat, wenn es nicht gerade die Zustimmung derjenigen Parteien war, die jetzt aufschreien in allen Accenten des Schmerzes und der Wuth. Wer hat denn dem 2. Dezember zugejauchzt? Wer hat denn gejubelt, als fliegende Kolonnen die Departemente durchzogen und Lambessa und Cayenne bevölkerten? War der General Espinasse, der der außerordentlichen Kommission nach dem 2. Dezember angehörte, jener Kommission, welche unbesehen die Leute aufraffte und transportirte, und den man damals, im Jahre des Heils 1852, als Retter der Gesellschaft besang, nicht derselbe Espinasse, der nach dem Attentate auf's Neue die Bösen zittern machte, und mit dem Sicherheitsgesetz in der Hand die Rettung nach seiner Weise fortsetzte? Warum jetzt plötzlich ungleiche Elle als Maaßstab für die Beurtheilung gleicher Rettungsweise? Das Volk, der gesunde Kern der Bevölkerung, die liberale Partei hat sich in dieser Beziehung nie getäuscht. Sie hat gegen den Staatsstreich und seine Folgen protestirt, wie sie jetzt noch gegen das Attentat und dessen Folgen protestirt. Ihr Andern aber, die Ihr in der Allgemeinen Zeitung, in der Neuen Preußischen und in den regierenden Kreisen Euere Vertretung habt, Ihr wußtet vor Begeisterung nicht, wie Euch drehen und wenden, um dem Retter der Gesellschaft nach dem Staatsstreiche Euere Verehrung zu bezeugen. Euch war es gerade Recht, daß der Mohr die Republik umwarf und in seine Tasche

steckte; nun aber, wo er nach geleistetem Dienste nicht gehen will, nun wißt Ihr Euch nicht mehr zu lassen vor Zorn und Aerger gegen den unbequemen Helfer!

Wir stehen hier vollkommen auf gleichem Boden mit der jetzigen Bewegung. Wir rufen zur Sammlung gegen jeden Angriff auf Deutschland, auf die Entwicklung seines Volkes, seines Nationalcharakters; gegen jede Beeinträchtigung seiner Ehre und seines inneren Wesens; aber wir wollen nicht, daß dieser Ruf ausgebeutet werde in selbstsüchtiger Absicht; wir wollen den Heuchlern die Maske von dem Gesichte ziehen und ihnen zeigen, daß wir zu unterscheiden wissen zwischen wirklicher Gesinnung und frevelhafter Ausbeutung derselben.

Wir erkennen im Hintergrunde der Bewegung ein unsauberes Element, das mehr als jedes andere zur Vorsicht auffordert. Dies ist das ultramontane Element. Seitdem das Josephinische Oestreich untergegangen und seitdem gar der helle Stern des Konkordates an dem schwarzgelben Himmel aufgegangen ist, seit dieser Zeit sind die Blicke der ganzen ultramontanen Partei unablässig nach Oestreich gerichtet. Von dort aus erhält sie ihre Impulsion, von dort aus gehen die Losungsworte durch die verschlungenen Kanäle des Pfaffenthums nach Baiern, Oberschwaben, dem südlichen Schwarzwald und in's Breisgau, in das Vaterland des Klüngels, nach Rheinland — Westphalen. In allen diesen katholischen Ländern hat die Bewegung die tiefste Wurzel gefaßt, die größte Ausbreitung gewonnen. Es sind zwei Deputirte aus Oberschwaben, welche zuerst die Schritte der würtembergischen Depu-

tirten in Anregung bringen. Es ist der nur allzu wohlbekannte Erzbischof Vicari von Freiburg, welcher Gebete anstellen läßt für Deutschland und Oestreich insbesondere. Es ist der berüchtigte Bischof Ketteler von Mainz, der in Hirtenbriefen und Zirkularen seine Unterhirten ermahnt, die deutsche Bewegung zu unterstützen und für sie zu beten. Es ist der ganze Klüngel in Köln, der eine unablässige Agitation unterhält; es sind die gesammten Organe des Ultramontanismus, die im hellen Chore Deutschland mit Oestreich und Oestreich mit dem Papste identifiziren, die zur Vertheidigung Deutschlands auffordern, um auf diese Weise das Konkordat zu schützen. Was geht diese Römlinge Deutschland an? Aber das Konkordat ist ihr Lebensprinzip, das hoffen sie auszudehnen und das, wissen sie wohl, hat keine Lebensfähigkeit unter dem napoleonischen Regierungssysteme, das die Kirche einzig als Rad in seiner Regierungsmaschine behält und auf keinen Fall sich von ihr beherrschen läßt. Mit dem Konkordate herrscht der Priester in Oestreich, mit dem Konkordate hofft er in Deutschland zu herrschen. Laßt die jetzige Bewegung vorüber gehen und den Erfolg haben, Oestreich gegen jeden fremden Angriff zu schützen, es auf's Neue zu stützen und zu kräftigen, und die ultramontane Partei wird nicht so einfältig sein, wie das gutmüthige Volk, sondern ihre Hülfe zu verwerthen und für sich nutzbringend zu machen wissen. Das mit erhöhtem Einflusse aus der Krisis hervorgegangene Oestreich wird dann mit seiner vollen Wucht für die Bestrebungen der ultramontanen Partei in die Schranken treten; auf's Neue wird der Bundestag dazu dienen

müssen, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, das Recht der freien Forschung zu unterdrücken und so die nationale Bewegung dem Ziele zuzuführen, welches ihr die ultramontane Partei in ihren Plänen gesteckt hat. Kann das unsere Absicht sein? Kann es unser Wille sein, auf diese Weise uns selbst zu verrathen und uns dem Erbfeinde der Menschheit in die Hände zu geben? Man hört vielseitig jetzt dieses Wort wiederholen. Kein Blatt, in dem die Allgemeine Zeitung nicht von Frankreich als dem Erbfeinde Deutschlands faselte! Von jenem Erbfeinde aber, der der ganzen Menschheit an dem inneren Marke nagt, von diesem Scheusal redet sie kein Wort! Natürlich, er ist ihr Bundesgenosse, ja noch mehr, ihr Herrscher und sie seine ergebene Dienerin. Uns aber, die wir noch nicht verkauft sind, um einen Verrath an dem freien Gedanken zu begehen, uns, die wir die freie Entwicklung des Menschen und seiner Denkthätigkeit wollen, uns ziemt es, auf der Warte zu stehen und auszuschauen nach den schwarzen Gestalten, die sich in der Bewegung herumtummeln; uns ziemt es, sie zu erkennen unter ihren Masken und uns ernsthaft zu fragen, ob wir mit ihnen den gleichen Weg wandeln wollen? Wenn uns dann unser inneres Gefühl warnt vor solcher Bundesgenossenschaft, wenn wir uns sagen müssen, daß dieselbe noch niemals zum Heile geführt hat, dann wird es wohl auch an der Zeit sein, die Frage ernsthafter in das Auge zu fassen, ob wir überhaupt einen Weg wandeln können, auf dem Gestalten dieser Art vorschreiten, und ob wir nicht besser thun, unsere Kräfte und unsere Begeisterung einer besseren Sache zu sparen.

Auch die alte Franzosenfresserei mit dem kindisch gewordenen Vater Arndt und dem Schemen des Dreckpeters Jahn an der Spitze sehe ich wieder aus dem historischen Schlamme hervortauchen und die alten Lieder vom Rheine anstimmen. Sogar das Elsaß und Lothringen wird mit großem Geschrei als deutsches Land reklamirt, und man ist wahrhaftig nicht sicher, daß nicht eines schönen Morgens irgend ein Geschichtsforscher mit der vollkommen gegründeten Schlußfolgerung auftritt: Weil Karl der Große ein Deutscher gewesen, so müsse auch sämmtliches von ihm beherrschtes Land wieder an Deutschland zurückerstattet werden. Doch Spaß bei Seite. Vermischen wir nicht verschiedene Dinge. Die Rheinprovinzen sind in der That ein Lieblingsgelüste des französischen Chauvin und vielleicht, wenn man auf den Grund geht, würde man nur eine kleine Minorität der Nation finden, welche nicht diesen Wunsch im Herzen trüge. Aber von da bis zur Verwirklichung ist ein weiter Schritt. Die Einsichtigen wissen sehr wohl, daß nur so lange eine Hoffnung zu dieser Verwirklichung ist, als Deutschland 34 verschiedene Regierungen besitzt, und als die mächtigsten dieser Regierungen, die beherrschenden, die dirigirenden Elemente des deutschen Bundes, wesentliche Interessen außerhalb dieses Bundes besitzen. Laßt ein wahrhaftes Deutschland existiren mit einheitlichen Interessen und fester Organisation — und die Rheingrenze wird uns auf ewig gesichert sein.

Das Prinzip der Nationalität steht uns hoch, das Princip der freien Selbstbestimmung noch höher. Das Elsaß ist ein deutsches Land und die wahre natürliche

Grenze beider Völker läuft auf dem Kamme der Vogesen und nicht in dem Thalwege des Rheins. Man kann ewig beklagen, daß deutsche Zerrissenheit diese herrliche Provinz aufgab, und daß deutsche Diplomaten-Niederträchtigkeit so weit ging, sie dem besiegten Feinde zu lassen. Man kann sich vollkommen mit gänzlicher Berechtigung das Ziel stecken, das Elsaß als Preis zu nehmen für die Anstrengung, welche ein von Frankreich provozirter Eroberungskrieg gegen Deutschland benöthigen würde; man kann und soll dem französischen Rufe: „Die Rheingrenze!“ den deutschen Ruf entgegensetzen: „Das Elsaß!“ — allein das vergesse man denn doch nicht, daß Generationen darüber hingehen würden, bevor der Deutsche im deutschen Lande und unter deutscher Bevölkerung anders angesehen würde, denn als Eroberer. Ich habe öfters wochenlang im Elsaß zugebracht und besitze vertraute Freunde in allen Städten der Provinz, unter allen Schichten der Bevölkerung, unter allen politischen Parteien; andere Freunde, Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren sind in allen nur erdenklichen Stellen, in Handel und Gewerben, in Schreibstuben von Notaren und Advokaten, als Aerzte und Apotheker über das Land verbreitet, und niemals, selbst in den heftigsten Kämpfen gegen die Regierung, selbst unter den ärgsten politischen Verfolgungen, unter den gespanntesten Verhältnissen, wo man sich mit aller Macht gegen das Eindringen französischen Wesens, französischer Sitte stemmte und für deutsche Sprache, deutsche Bildung, deutsche Erziehung mit aller Energie in die Schranken trat, niemals hat auch nur Einer den leisesten Wunsch nach einer Lostrennung von Frank-

reich und nach einer Vereinigung mit Deutschland vernommen. Sobald dieser Punkt zur Sprache kommt, so schweigen alle Klagen über unerschwinglichen Steuerdruck, unerträglichen Beamten-Despotismus, über welsche Geckerei und Anmaaßung. Das mag ein trauriges Zeugniß für uns und für unsere deutschen Zustände sein; aber seine Wahrheit wird Niemand in Abrede stellen können. Uns aber mag diese Stimmung als eine Lehre dienen, welch' tiefes Gefühl das Bewußtsein erregt, einem wirklich einigen und großen Ganzen anzugehören.

Als letzten Grund der jetzigen Bewegung finde ich endlich den alten Erbfehler, die von den alten Cimbern und Teutonen geerbte Neigung, über die Alpen hinüber nach dem Süden sich zu ergießen und in Italien zu herrschen. Das hat uns seit dem Mittelalter schon unser bestes Blut und unsere beste Kraft gekostet. An Italien und an nichts Anderem ist Deutschlands Weltstellung zu Grunde gegangen, und trotzdem tritt diese Sucht stets von Neuem wieder hervor. Wir wollen als Zeugniß für diese historische Tendenz nicht einmal an jene Verkehrtheiten erinnern, welche sich zur Zeit im Frankfurter Parlamente seligen Andenkens breit machten, wir wollen hier nur anführen, was ein Einsender der Allgemeinen Zeitung im Beiblatte vom 6. März über einige in der Neuen Preußischen Zeitung enthaltene Artikel über Italien sagt: „Die Eindrücke sind verschieden, je nach dem Pathos, von welchem das Individuum beherrscht wird. Wir unsererseits haben aus Italien ganz andere Empfindungen mitgebracht als Herr Professor

Witte — denn dieser wird als Verfasser jener Aufsätze bezeichnet — und die vornehmste dieser Empfindungen bestand darin: daß sich dort der Deutsche als Glied der herrschenden Nation fühlt. Und dieses Gefühl ist so selten, es konnte in den andern Ländern, die wir besuchten, so wenig in uns erwachen, daß wir es mit einer doppelten Freude begrüßten, um so mehr, da wir darin das Zeugniß der moralischen Ueberlegenheit unseres Volkes erblickten. Wäre nun diese Herrschaft eine ungerechte und tyrannische, so möchte jene patriotische Befriedigung vielleicht vom kosmopolitischen Standpunkt aus getadelt werden. Allein die östreichische Herrschaft in Lombardo-Venetien beruht denn doch auf den anerkanntesten Verträgen, und ebenso wird Niemand die Oestreicher einer allzu großen Härte beschuldigen. Ihr ganzes Streben ging ja dahin: die Lombarden mit ihrem Regiment innerlich auszusöhnen; damit ist wohl Alles gesagt. Warum ging Herr Witte denn nicht nach Schleswig-Holstein wo ein herrlicher deutscher Stamm, der seit Anbeginn der Geschichte seine Fähigkeit zur Selbstregierung bewährt hat, unter der Herrschaft einer fremden Nation seufzt? In Italien herrscht der Deutsche, in Schleswig wird er beherrscht; wäre es nun nicht im nationalen Sinn erfreulicher gewesen, wenn Herr Witte seine Sympathieen dorthin gerichtet hätte, woher ein wirklicher Schmerzensschrei erschallt, und wo unsere Landsleute der bedrückte Theil sind?" — Sei mir gegrüßt, holder aristokratischer Bengel, dem es so innig wohl thut, über Sklaven zu gebieten. Da, wo er herrscht, da wirft sich der Kerl in die Brust — da

weiß er nicht, wo ihm die Haut juckt vor Wohlbehagen — da ist sein Leben — da wo er herrschen kann; als Deutsch-Russe über Leibeigene; als Mecklenburger über Kossathen; als Pommer über Häusler und Guts-Angehörige — einerlei, wenn er nur herrscht! Wir aber, die wir nicht beherrscht sein wollen, die wir uns nicht beugen wollen vor einem aufgeblasenen Sterblichen, wir wollen auch dies Hochgefühl, womit der Sklavenhändler seinen Fuß auf den Nacken des Sklaven setzt, nicht kennen lernen — wir wollen freie Männer, nicht unterworfene, gleichberechtigte, nicht beherrschte uns gegenüber sehen.

Kommen wir endlich einmal von diesem Hohenstaufen-Wirrwar und Habsburgs-Blödsinn zurück. Es gibt ein gutes französisches Sprichwort: Il faut laisser l'Allemagne aux Allemands — man muß Deutschland den Deutschen lassen — haben wir auch einmal den Muth zu sagen: Man muß Italien den Italienern lassen! Es ist ein Ausfluß mittelalterlicher Brutalität, der uns noch in den Köpfen spukt — werfen wir ihn zu dem anderen Gerümpel aus jener Zeit, und danken wir dem Himmel, wenn wir ein offenes Grab zugedeckt haben, in welchem noch jetzt jährlich, täglich, stündlich deutsche Kraft, deutscher Reichthum, deutscher Einfluß sogar begraben werden.

IV.

Schlüsse und Blicke in die Zukunft.

Du predigst den Krieg, wird man mir sagen, und doch ist ein Kongreß berufen! Ein Kongreß freilich, von Rußland beantragt, von Oestreich zuletzt zugestanden — ein Kongreß, von dem Lord Malmesbury sagt, man wisse nicht, was dort verhandelt werden solle, auf welcher Grundlage verhandelt werden solle, mit wem verhandelt werden solle — auf dem aber doch verhandelt werden soll!

Es ist leicht ersichtlich, daß ein europäischer Kongreß ohne vorausgehenden Krieg nun und nimmermehr die Fragen lösen wird, welche jetzt von allen Seiten sich erheben, und die schließlich darauf hinauslaufen, eine andere vernunftgemäßere Konstituirung Europas zu verlangen. Weder wird Deutschland dazu kommen können, seinen Bund enger zu schließen, sich seiner außerbündischen Genossen zu entledigen und auf diese Weise sich kräftig zu gestalten, noch wird Italien dazu gelangen, einen nationalen Staatenbund zu schließen und das östreichische Joch von seinem Nacken abzuschütteln, noch wird es Ungarn gelingen, seinem heißen Triebe nach Selbstständigkeit zu genügen, noch

auch den Südslaven oder den Romanen, sich völlig national zu gestalten und ihre eigene Zivilisation sich auszubilden. Ohne vorhergängigen Krieg, ohne vorgängige gänzliche Erschöpfung der bei diesen Umgestaltungen hauptsächlich betroffenen Mächte ist eine solche Umgestaltung nicht denkbar und somit auch die Ruhe Europas für so lange erschüttert, als diese Fragen nicht gelöst sind. Der Krieg muß also kommen, wenn nicht heute, so morgen; wenn nicht heute durch die italienische, so morgen durch irgend eine andere aus dem Boden auftauchende Frage. Ein Kongreß wird ihn um einige Monate hinausschieben, nicht vereiteln. Wie man sich auch wenden mag, man wird den Folgen dieser unseligen Verhältnisse, wie sie die Verträge hingestellt haben, so lange nicht entgehen, bis diese vollständig zerrissen und durch naturgemäße Eintheilung der Karten ersetzt sind.

Wir glauben also an den Krieg, und wir sind der Meinung, daß derselbe dem jetzigen Unruhezustande des bewaffneten Friedens und der Kriegserwartung, wo jedes Geschäft gelähmt ist und der Nationalreichthum mehr leidet, als durch offenen Krieg selbst, weit vorzuziehen sei. Wen aber finden wir bei jetzt ausbrechendem Kriege einander gegenüber, und welche Ausgänge darf man erwarten, wenn der Krieg, wie beabsichtigt, in den außerdeutschen Provinzen Oestreichs lokalisirt bleibt? Frankreich mit Piemont auf der einen, Oestreich auf der andern Seite sind die beiden Kämpfer. Auf beiden Seiten fast gleich geübte Truppen, tüchtige Generale, gleiche Bevölkerungszahl als Rückhalt und gewiß gleich große Erbitterung im Kampfe. Es wird

ein furchtbar blutiger, hartnäckiger, vielleicht unentschiedener Krieg werden. Oestreich ist vielleicht die zäheste Macht, die auf dem Kontinente existirt; unaufhörlich geschlagen hat es in den napoleonischen Kriegen stets wieder neue Armeen aufgestellt, stets neue Niederlagen ausgehalten. Seine Vertheidigung war immer so hartnäckig, wie der Angriff der Franzosen stürmisch.

Nun mag es drei Fälle geben: Oestreich wird geschlagen, es wird aus dem ganzen lombardisch-venetianischen Lande hinausgedrängt und bis zum Tagliamento zurück geworfen. Kann uns ein Resultat erwünschter sein als dieses? Wir wollen ein unabhängiges Italien, wir sind überzeugt, daß die Halbinsel, einmal in ihre natürlichen Grenzen eingeschlossen, ein Element der Ruhe für Europa sein wird, wie sie jetzt ein solches der Unruhe ist; wir sind überzeugt, daß selbst Revolutionen und innere Kämpfe, wenn dieselben dort ausbrechen sollten, auf die Halbinsel beschränkt bleiben würden, während sie jetzt, eben wegen der engen Verbindung Italiens mit Oestreich, nothwendig sich von dort aus in weitere Entfernung fortpflanzen müssen. Der Bourgeois namentlich möge sich das zu Herzen nehmen. Er, dem nichts unlieber ist, als Revolution, wird erst dann eine Beruhigung finden, wenn die Alpen als Feuermauer zwischen dem Vulkan Italien und dem entzündbaren Stoffe Deutschland sich aufthürmen.

Aber, sagt man uns, statt Oestreich wird Frankreich in Italien herrschen, Frankreich wird sich vergrößern, Frankreich wird aus diesem Krieg neue Kräfte saugen, und Deutschland wird von Neuem für die Rhein-

grenze fürchten und um so mehr dafür wehren müssen als Frankreich kräftiger geworden sein wird. Wir antworten: nur mit Anspannung seiner äußersten Kräfte wird Frankreich mit Piemont den Sieg erringen, und es werden Jahrzehnte hingehen, ehe es sich von dieser erschöpfenden Anstrengung erholen kann. In inneren Kämpfen, darüber bleibt uns kein Zweifel, wird Italien sich noch lange verzehren, wenn es unabhängig bleibt und Louis Napoleon sich darauf beschränkt, die Unabhängigkeit Italiens festzustellen. Es wird also auch in diesem Falle selbst bei engerer Bundesgenossenschaft Frankreichs und Italiens dieses letztere in keiner Weise die Angriffskraft Frankreichs erhöhen. Aber, sagt man, Louis Napoleon wird sich damit nicht begnügen, er will erobern, er will den napoleonistischen Länderdurst befriedigen auf irgend eine Weise! Wir glauben dies nicht, wir haben das Beispiel des Krimfeldzuges vor uns, und wir glauben um so mehr, daß es nicht zu einem solchen Resultate kommen würde, als die übrigen Mächte, die jetzt wohl passive Zuschauer bleiben, sehr bald nach einigen tüchtigen Schlägen sich in das Mittel legen werden, um einen Frieden herbeizuführen, der Frankreich wenigstens keine bedeutende Gebietsvergrößerung erlauben würde.

Aber gesetzt auch, das Unwahrscheinliche geschähe, und der Siegespreis würde in italienischem Lande, sei es südwärts oder nordwärts, ausbezahlt. Will man uns denn glauben machen, daß in diesem Falle Frankreichs Macht erhöht werden würde? Man werfe doch einen Blick auf Rom und die dortige französische Besetzungstruppe: Die Franzosen sind nicht

minder gehaßt in Rom als die Oestreicher in der Lombardei; nicht das mindeste freundliche Verhältniß hat sich hergestellt, keine Partei sympathisirt mit ihnen, jede wünscht ihre Entfernung, und hätte man es nur mit den Paar Tausend Mann zu thun, die Rom besetzt halten, nicht mit denjenigen, welche nachkommen könnten, wir glauben, die Franzosen wären schon lange nicht mehr im Kirchenstaate. Wollte Frankreich in Italien als Eroberer auftreten, so würde es unmittelbar in dasselbe Verhältniß zu Italien kommen, in welchem heute Oestreich steht. Seine Kraft würde sich nutzlos verzehren im Hüten dieser Besitzung; bei dem geringsten Anlaß, der den Frieden zu stören drohte, würde es für die Erhaltung dieser Provinzen ebenso zittern müssen, wie Oestreich für die seinigen; im Falle eines Krieges würde es stets die Revolution im Rücken scheuen müssen, während zugleich seine Vertheidigungslinie unendlich weitläuftiger und schwieriger zu behaupten wäre. Wahrlich, vom engsten deutschen Standpunkte aus, von welchem man nur für die Erhaltung des lieben Friedens Deutschland gegenüber besorgt wäre, von diesem aus möchte man innigst wünschen, daß der welsche Wolf einen italienischen Knochen zwischen die Zähne bekäme, an welchem er sich dieselben stumpf nagen müßte. Wir fürchten also eine solche Eroberung nicht, obgleich wir sie im Interesse Italiens mit aller Energie zurückweisen und nöthigen Falls selbst von Deutschland verlangen würden, daß es gegen eine solche mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht einstehen solle.

Wir setzen den zweiten Fall, daß die östreichi-

schen Waffen im Anfange siegreich wären, ein Fall, der trotz aller französischen Nationaleitelkeit und Ueberschätzung sehr wohl eintreten könnte. Da sind wir denn fest überzeugt, daß das heutige Kaiserreich keine verlorene Schlacht vertragen könnte, es sei denn, daß es von Grund aus sein System änderte und jede Art von Freiheit, die nur irgend mit einer Monarchie verträglich wäre, gestattete. Im entgegengesetzten Falle würde die Revolution in Frankreich jedenfalls entfesselt, das Kaiserreich gestürzt und eine andere Zukunft herangeführt werden. Daß die entnervten Dynastieen der Bourbons und der Orleans in einem solchen Sturme unmöglich sein würden, leuchtet jedem von vorneherein ein; — daß die östreichischen Armeen vor der entfesselten Volkskraft Frankreichs zuletzt nicht Stand halten würden, scheint uns sicher. Die siegreichen östreichischen Waffen würden sich selbst in der Revolution Frankreichs, Italiens, Ungarns den Gegner schaffen, der sie erdrücken müßte.

Wir setzen den dritten Fall, daß der Kampf längere Zeit unentschieden hin und her wogte, daß mit abwechselndem Glücke gestritten würde und jeder der Gegner seine letzte Kraft einsetzen müßte, um dem andern die Waage zu halten. Was wäre das Resultat? Frankreich aufs Aeußerste heruntergebracht, erschöpft; der Glaube an die unfehlbare Siegesgewißheit zerstört; die Ueberzeugung überall hingetragen, daß keine andre Großmacht zu schwach sei, um ihm im Einzelkampf zu widerstehen. Oestreich ruinirt, in seinen Finanzen zerrüttet, der Auflösung anheimgefallen, gezwungen, sich an Deutschland anzulehnen und

diesem diejenigen Konzessionen zu machen, welche das deutsche Interesse erheischt. Der innere Feind und der äußere Gegner also beide gleich gedemüthigt, gleich geschwächt, in gleicher Weise schadlos gemacht! Wenn bei solchem Zustande es Deutschland nicht gelingen sollte, sich so zu konstituiren, wie seine dringendsten Interessen es erheischen; dann müßte man freilich Hopfen und Malz verloren geben und daran glauben, daß wir wirklich zu ewiger Ohnmacht verdammt seien.

Wir eilen zum Schlusse. Wir haben in Oestreich den gefährlichsten inneren Feind Deutschlands erkannt, wir haben gesehen, daß nur in der Zerstückelung des Kaiserstaates die Zukunft Deutschlands gesucht und gefunden werden kann. Wir haben gefunden, daß nur dann Europa die Ruhe gewinnen kann, die ihm zu seiner inneren Entwickelung nöthig ist, wenn die unnatürlichen Verhältnisse, welche durch die Verträge geschaffen wurden, aufgehoben und durch natürliche, vernunftgemäße Eintheilungen ersetzt sein werden. Wir haben uns überzeugt, daß das Nationalitätsprinzip gegenwärtig die Forderung der europäischen Welt ist, und daß Europa nur dann den Krebs seines Wohlstandes, die stehenden Heere, wird abschaffen können, wenn demselben genügt sein wird. Wir haben uns überzeugen müssen, daß der Augenblick gekommen sei, wo Deutschland durch richtige Regelung seiner Maaßnahmen zu einer nationalen Konstituirung gelangen kann, die ihm erlaubt, in der europäischen Politik eine selbstständige Rolle zu spielen und seine eigenen Zwecke zu verfolgen. Wir haben gesehen, daß, wie auch die Würfel fallen werden, der Ausgang eines

etwaigen Krieges zwischen Frankreich und Oestreich nur vortheilhaft sein könne für die Sache Deutschlands, für seine innere Entwickelung und seine politische Zukunft.

Dies unsere Resultate.

Und all dies sollten wir hingeben in unsinniger Verblendung und mißverstandenem Patriotismus, um uns den inneren Feind selbst erst recht groß zu ziehen, zu hegen und zu pflegen, damit er uns später um so gefährlicher verwunde? Wir sollten uns hinreißen lassen von Pfaffen und Professoren, unsere ganze Kraft einzusetzen, damit unsere Zukunft vergiftet, unsere freie Entwickelung gehemmt, unser heiligstes Gut, Gedanken- und Glaubensfreiheit uns entrissen werde? Wo ist jene Besonnenheit hingekommen, die man dem deutschen Volke anrühmte, und die eben so seine Tugend, wie häufig auch sein Verderben war?

Kein Vertrag, kein Buchstabe kann ein Volk hindern, sich innerlich nach seinem Gefallen zu konstituiren. Belgien hat es gethan, die Schweiz hat es gethan, Frankreich hat es gethan — sollen die Deutschen allein es nicht thun dürfen, nicht thun können?

So ertöne denn aus allen Organen der Presse, aus allen Kammern, aus allem Volke der Ruf nach neuer Gestaltung des deutschen Bundes. Keine außerdeutschen Provinzen mehr im Bunde! Keine Garantie für außerdeutsche Besitzungen der Herrscher! Keine Gemeinsamkeit, welche es auch sei, mit Ausnahme derjenigen der Person. Eine deutsche Volksvertretung! Ein politisches Ganzes dem Auslande gegenüber! Ein Volk! Eine Macht! Ein Heer!

Haben wir das — dann laßt tönen die Unkenrufe am Rhein und am Niemen! Sie stören uns dann nicht. Geschlossen in uns, brauchen wir keine Furcht zu hegen. Was man uns jetzt predigt, ist die Politik der Furcht, der bleichen Angst. Ohne Oestreichs Hülfe geht Euch der Rhein verloren, ruft man uns zu. Helft am Po, damit Oestreich Euch am Rhein helfe! Wir aber sagen: Einig, Mann an Mann, Deutscher am Deutschen, fürchten wir eine Welt in Waffen nicht — gesprengt, mit dem Czechen, dem Polen, dem Ungarn, dem Croaten, dem Italiener an der Seite, werden wir jedem Feinde unterliegen.

Nur der im inneren Marke gesunde Stamm widersteht dem Sturme.

Ende.

Berichtigungen.

Seite 14, Zeile 12 von oben lies Wespentaille statt Westentaille.

Seite 15, Zeile 9 von unten lies Spitze statt Sptize.

Seite 48, Zeile 7 von unten lies wurde statt wrude.

Seite 77, Zeile 15 von oben lies des halben Hochverraths statt desselben.

